1,50 DM / Band 118
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

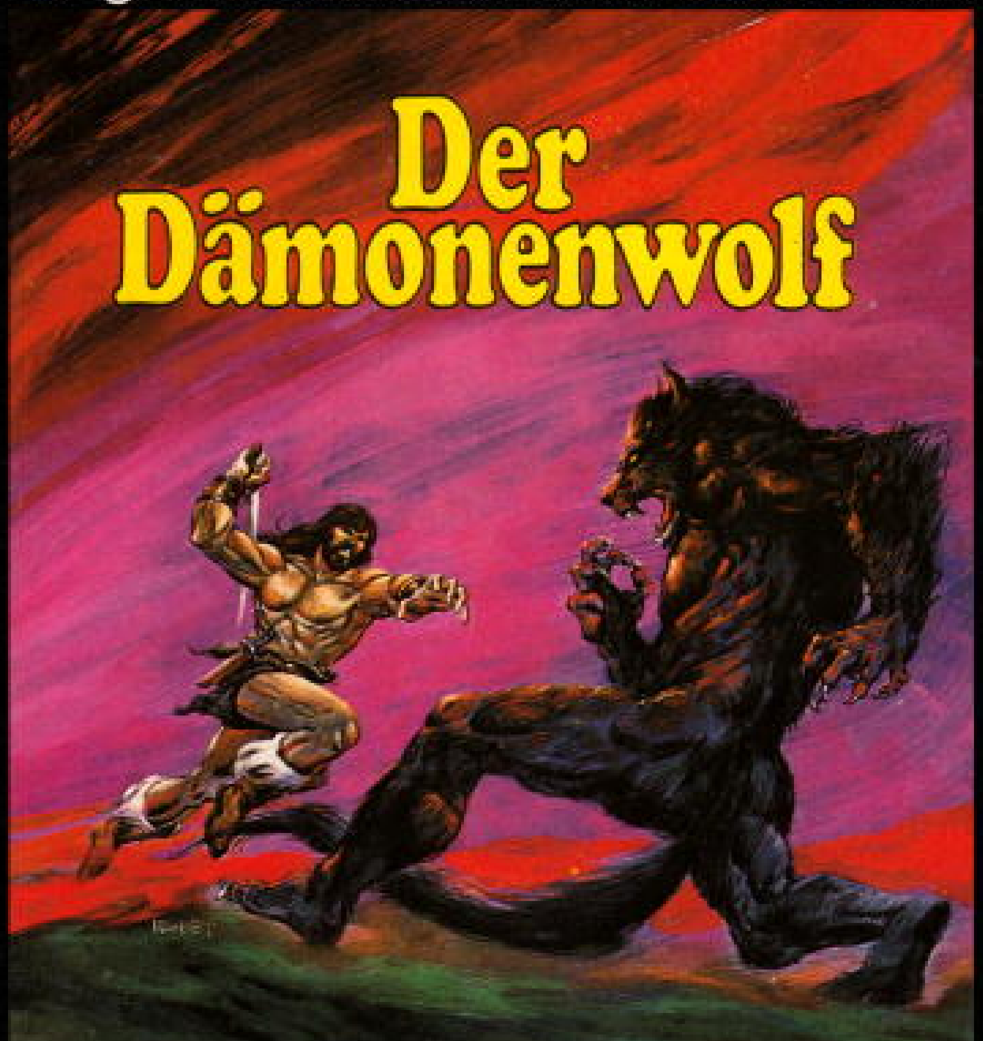
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Dämonenwolf



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Dämonenwolf

John Sinclair Nr. 118

von Richard Wunderer

erschienen am 07.10.1980

Titelbild von Nehmet

Sinclair Crew

Der Dämonenwolf

Sie sahen gefährlich aus in ihren schwarzen Lederhosen, den genieteten Jacken und den kniehohen Stiefeln. Die blutroten Sturzhelme und die dröhnenden, schweren Motorräder verstärkten noch den Effekt.

Wenn sie im Pulk über die schmalen schottischen Landstraßen durch die Hochmoore und über die tiefgrünen Hügel donnerten, schimpften die Leute hinter ihnen her. Rocker und Rowdies waren noch die harmlosesten Ausdrücke.

Dabei waren sie eine verschworene Gemeinschaft von 13 jungen Leuten, 12 Männern und einer Frau, die nichts anderes wollten als ein wenig Freiheit in einer rundherum aufgeteilten und regulierten Welt. Wenn sie auf ihren Motorrädern saßen, vergaßen sie für ein paar Stunden den drückenden Alltag.

Sie gingen sozusagen auf einen Trip ohne Rauschgift. Sie taten niemandem etwas. Doch zu den üblichen Beschimpfungen und Vorurteilen kam in dieser Septembernacht noch etwas.

Eine tödliche Bedrohung.

Die Flying Scotsmen, die fliegenden Schotten, wie sie sich selbst nannten, ließen ihre heißen Öfen auf einem Parkplatz neben der Fernstraße Edinburgh-Inverness ausrollen. Sie stellten sich in Reihe auf und lauschten dem dumpfen Dröhnen der Motoren. Ein harmloses Vergnügen.

Inzwischen schlich sich die Bestie lautlos an. Selbst bei Totenstille hätten die Ahnungslosen nichts gehört. Die Pranken des Ungeheuers berührten kaum den morastigen Boden. Die Dunkelheit schluckte die massige Gestalt des Sendboten der Hölle.

Tom, Anführer der Flying Scotsmen, nahm den Sturzhelm ab und schüttelte seine bis auf die Schultern hängenden Haare. Die zahlreichen Silberketten an seinen Handgelenken rasselten. Er grinste zu Della Bride hinüber. Sie war die einzige Frau in der Gruppe, 20, rassig und einfach eine Wucht. Das sah man trotz ihrer Lederkleidung.

Tom wäre gern bei ihr gelandet, aber sie hatte ihn genau wie die anderen abblitzen lassen. In der Gruppe war sie ein Flying Scotsman unter zwölf anderen. Da lief nichts mit Sex. Das hatte Della durchgesetzt, und die zwölf jungen Männer akzeptierten es. Sie war eben ein Motorradfan wie die anderen auch.

Trotzdem grinste Tom zu Della hinüber und stellte sich vor, wie er dieses heißblütige Girl in die Arme nehmen könnte, wie sie beide ganz allein… Er schluckte. Ihre Lederjacke spannte sich über ihren Brüsten und schmiegte sich um ihre schmale Taille. Aufreizend saß sie auf dem Motorrad. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, weil es hinter der Sichtscheibe des Sturzhelms verborgen blieb, aber er fühlte, daß sie ihn ansah.

Plötzlich wurde ihm unter seiner Lederkluft zu heiß. Er richtete sich hoch im Sattel auf und warf die Hand in die Luft.

»Los, mir nach!« brüllte er wild, schloß den Sturzhelm und jagte mit Vollgas quer über den Parkplatz, daß sich seine Kawasaki aufbäumte wie ein bockendes Pferd.

Die anderen schrien und lachten, starteten und folgten ihrem Anführer hinaus auf die nächtliche Landstraße, auf der kein einziges Fahrzeug unterwegs war.

Zurück blieb am Rand des Parkplatzes die Bestie, geifernd und knurrend, fauchend und vor Wut und Enttäuschung scharrend. Ein riesiger Wolf mit tückischen, grünlich schimmernden Augen, in denen Haß gegen die Menschen glühte. Aus seinem weit aufgerissenen Maul tropfte giftiger Geifer. Die fleckige Zunge hing ihm zwischen den dolchartigen Zähnen heraus.

Aus der Kehle des Ungeheuers stieg ein wütendes Grollen. Ohne es zu ahnen, hatte Tom sich und seinen Leuten das Leben gerettet.

Nur noch wenige Sekunden, dann hätte sich die Bestie auf sie gestürzt.

Für mindestens einen von ihnen hätte es den sicheren Tod bedeutet.

Und sogar noch Schlimmeres!

So aber raste der Pulk der ahnungslosen Flying Scotsmen weiter in die Nacht hinein.

Der Dämonenwolf setzte sich ebenfalls in Bewegung. Er hatte die Witterung von Menschen aufgenommen und mußte in dieser Nacht noch töten. Die sichere Beute war ihm entgangen, doch ein unheiliger Trieb zog ihn magisch zu einer anderen Beute.

Menschen waren in seiner Nähe, Menschen, die ihm nicht entkommen konnten, weil sie friedlich schliefen.

Der Dämonenwolf steuerte sein neues Ziel an, ein einsam gelegenes Haus inmitten der morastigen Hügel.

Sein siegessicheres Knurren hörte sich wie fernes Donnergrollen an, doch es war niemand in der Nähe, der es hörte und die unschuldigen Opfer warnen konnte.

***

»Cheers«, sagte ich und hob mein Glas. »So ein Frauenabend hat auch seine guten Seiten. Wann haben wir beide zum letzten Mal ein Glas zusammen getrunken?«

»Weiß ich nicht«, murmelte Suko.

Mein chinesischer Freund war an diesem Abend recht einsilbig. Ich merkte ihm deutlich an, daß er dem Frauenabend nur wenig abgewann.

»Wer hatte eigentlich die Idee, daß sich die Frauen zusammentun, um gemeinsam etwas zu unternehmen?« fragte ich und nippte an meinem Scotch.

Suko hatte ein Glas mit Fruchtsaft vor sich stehen. Der massige Chinese mochte keinen Alkohol. »Das war Jane«, sagte er und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, als wäre ich daran schuld. Jane war zwar meine Freundin, aber ich hatte ihr diesen Floh nicht ins Ohr gesetzt. »Jane meinte«, fuhr Suko anklagend fort, »wir Männer wären so oft zusammen auf Dämonenjagd, daß sich die Frauen auch einmal zusammenschließen könnten.«

»Als ob Jane nicht oft genug mit von der Partie wäre«, sagte ich grinsend und nahm noch einen Schluck. In dieser Nacht brauchte ich nicht mehr mit dem Auto zu fahren. Ich konnte so richtig entspannen.

»Und was unternehmen Jane, Shao und Sheila? Weißt du Genaueres?«

Shao war Sukos Flamme, geradezu seine Feuersbrunst, eine tollaussehende Hongkong-Chinesin, die ihm nach England gefolgt war. Wer Shao einmal gesehen hatte, konnte verstehen, daß Suko sie lieber in seinem Apartment gehabt hätte als irgendwo unterwegs in London.

»Die drei Girls gehen jedenfalls keine Dämonen jagen«, antwortete er

mit einem Anflug von guter Laune. »Shao hat etwas von einem schicken Restaurant gemurmelt. Mehr weiß ich auch nicht. Sie haben ein großes Geheimnis aus der Sache gemacht.«

»Meinetwegen!« Ich räkelte mich in meinem Sessel. »Fehlt nur noch Bill. Dann wären wir komplett.«

Bill Conolly, Reporter und ebenfalls erbitterter Feind der Dämonen, hatte jedoch daheim bleiben müssen. Da Sheila außer Haus war, betreute er den kleinen John, mein Patenkind, auf das ich mächtig stolz war. Eine Weile redete ich über John junior, bis ich merkte, daß Suko mir gar nicht zuhörte.

»He, wach auf!« rief ich meinem chinesischen Freund zu. »Ich dachte, wir wollten feiern, daß wir Strohwitwer sind.«

Suko stellte sein Glas ab. »Tut mir leid, ich bin nicht so recht in Stimmung«, murmelte er.

»Nur wegen Shao?« fragte ich gespannt.

»Weißt du, John, ich hätte nie gedacht, daß ich mich so an einen Menschen gewöhnen könnte.« Er grinste verlegen. »Ich meine, richtig gewöhnen. Wenn Shao nicht ständig um mich ist, fehlt mir etwas.«

»Kann ich schon verstehen«, antwortete ich und dachte an Jane. Mit ihr erging es mir ähnlich. »Aber ist da nicht noch etwas? Ich kenne dich! Heraus mit der Sprache.«

Er stand auf und ging mit kraftvollen Schritten in meinem Apartment auf und ab. Seine Wohnung lag Wand an Wand mit meiner. Es war sehr praktisch, da wir oft gemeinsam gegen Geister und Dämonen anrückten.

»Ich mache mir Gedanken«, erklärte er. »In Schottland ist ein Wolf aufgetaucht.«

»Ich habe davon gehört«, erwiderte ich und kramte in meinem Gedächtnis. »Reichlich ungewöhnlich.«

»Eben!« Suko blieb vor mir stehen und sah mich eindringlich an. »Hast du die Beschreibungen in den Zeitungen gelesen? Mal ist er groß wie eine Kuh, dann wieder wie ein Haus, dann wieder wie ein Schäferhund.«

»Die üblichen Übertreibungen und Ungenauigkeiten von Zeugen«, wiegelte ich ab. »Das kenne ich.«

»Trotzdem.« Suko war mit dieser Erklärung nicht zufrieden. »Mir gefällt die Sache nicht. Er hat schon zahlreiche Schafe gerissen, aber nicht gefressen. Und er hat ein paar Leute angegriffen, die nur im letzten Moment entkommen sind.«

»Ihr Glück«, sagte ich und wußte noch immer nicht, worauf Suko eigentlich hinaus wollte.

»Hast du nicht gelesen, wohin sich diese Leute gerettet haben?« fragte er erwartungsvoll. »Zwei sind in letzter Sekunde in eine Dorfkirche gelaufen, ein Mann flüchtete sich auf einen Friedhof und

ging hinter einem Grabkreuz in Deckung. Und eine Frau erreichte mit letzter Kraft ein Wegkreuz. Der Wolf hat daraufhin die Flucht ergriffen.«

Ich horchte auf. Das klang interessant. »Du meinst, es wäre ein Fall für uns? Schon möglich, Suko, aber so lange ich keine Anhaltspunkte habe, komme ich im Yard nicht los. Immerhin bin ich Oberinspektor in diesem Verein, und wir haben mehr als genug Arbeit.«

»Es war auch nur eine Idee.« Suko setzte sich endlich wieder und griff nach seinem Glas. »Hätte ja sein können, daß…«

Er sprach seinen Gedanken nicht aus, aber ich wußte auch so, was er sagen wollte. Die Hölle verstärkte ihre Angriffe an allen Fronten, und sie schickte immer neue und gefährlichere Kämpfer. Möglicherweise war dieser Wolf ein Sendbote des Bösen, aber ich konnte nicht so einfach nach Schottland fahren.

»John!« Suko lachte. »Jetzt träumst du!«

»Wie?« Ich schreckte aus meinen Gedanken hoch. »Was hast du gesagt?«

Sukos Gesicht zog sich grinsend in die Breite. »Cheers«, rief er. »Auf unsere Frauen!«

»Cheers, auf unsere Frauen!« gab ich seinen Trinkspruch zurück und dachte an den Wolf in Schottland. Suko hatte mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Sogar einen ganzen Flohzirkus!

***

In einem breiten Pulk rollten die Motorräder die Überlandstraße entlang.

Nicht ein einziger Scheinwerfer tauchte vor ihnen auf. Schottland schien ausgestorben zu sein.

Das war ungewöhnlich, obwohl es eine einsame Gegend war. Normalerweise waren jedoch immer Wagen unterwegs. Die Strecke von Edinburgh nach Iverness gehörte zu den Hauptstraßen Schottlands.

Angst hielt die Menschen davon ab, sich nachts auf die Straßen zu wagen. Angst vor einem Wolf, über den man sich seit einigen Wochen scheußliche Dinge erzählte. Die Flying Scotsmen kannten diese Stories auch, aber sie waren moderne junge Leute und lachten darüber. Sie hielten das alles für Unfug. Deshalb betrieben sie auch jetzt noch ihr Hobby.

Es war elf Uhr nachts, als Tom seine Maschine langsamer rollen ließ. Er wandte sich zu den anderen um.

»Sagen wir MacCranter guten Abend!« brüllte er ihnen zu.

Tosendes Gelächter belohnte seinen Vorschlag. Und als er Gas gab, schlossen sich die anderen nur zu gern an.

Die Familie MacCranter bewohnte ein einsam gelegenes Haus mitten

in den morastigen Hügeln. Franklin MacCranter arbeitete in den umliegenden Dörfern. Er griff zu, wenn sich etwas bot, und zog in das nächste Dorf, wenn er nicht mehr gebraucht wurde. Eine dauernde Anstellung fand er nicht. Es war eine arme Gegend, Reichtümer konnte man hier nicht ansammeln. Die Menschen waren jedoch genügsam und zufrieden und wahrscheinlich glücklicher als andere, die vor lauter Überfluß nicht mehr wußten, was sie sich noch wünschen sollten.

Die drei Frauen der Familie MacCranter, Mutter Martha und die hübschen Töchter Ellen und Ann, besserten mit Heimarbeit das Familieneinkommen auf. Sohn Pete war mit seinen 17 Jahren noch Schüler. Die Eltern wollten, daß er es einmal besser haben sollte als sie selbst, und sie setzten große Hoffnungen in den fleißigen, ernsthaften Jungen. Nachdem sich seine älteren Schwestern dafür entschieden hatten, das einfache Leben in dem einsamen Haus weiter zu führen, lagen alle Erwartungen der Familie auf Pete.

Der Motorradpulk donnerte von der Hauptstrecke auf die schmale Nebenstraße, die zum Haus der MacCranters führte. Es war jugendlicher Übermut, der sie zu der Einsiedelei trieb. Die Eltern MacCranter ließen keine Gelegenheit vergehen, auf die vermeintlichen Rocker und Nichtstuer zu schimpfen. Die Flying Scotsmen wollten ihnen einen Streich spielen und dabei gleichzeitig Ellen und Ann imponieren. Das wären die richtigen Motorradbräute gewesen, und sie hätten schon gern mitgemacht, die beiden hübschen Puppen. Doch da waren die Eltern und schoben einen Riegel vor, ein Grund mehr, die alten MacCranters das Gruseln zu lehren.

Aus dem Streich wurde nichts. Sobald das Haus in Sicht kam, richtete sich Tom Meredith, der Anführer, erstaunt auf. Hinter allen Fenstern brannte Licht. Die Haustür stand weit offen.

Trotz des Dröhnens seines Motors glaubte er, Schreie zu hören.

Mit Vollgas jagte er das letzte Stück auf das Gebäude zu, bremste scharf ab und bockte die Maschine auf. Auch die anderen hatten gemerkt, daß etwas nicht stimmte.

Ehe sie ihren Anführer jedoch etwas fragen konnten, torkelte ihnen aus der offenen Haustür eine blutüberströmte Gestalt entgegen.

Schreiend wichen sie zurück. Franklin MacCranter bot einen schauerlichen Anblick. Seine weißen Haare leuchteten unnatürlich hell über seinem verschmierten Gesicht. Das Blut floß aus einer langen Schramme, die sich quer über seine Stirn zog.

Nur die Augen waren in dem Gesicht zu erkennen, das zu einer Maske des Grauens verzerrt war. Der Mund stand weit offen. Franklin MacCranter wollte schreien, wollte den jungen Leuten etwas zurufen, doch die Kräfte verließen ihn. Röchelnd sackte er in die Knie und rollte auf die Seite.

Die Flying Scotsmen standen wie erstarrt. Ratlos blickten sie auf den Mann. Sie wußten nicht, was sie tun sollten.

Erst die spitzen Schreie der Frauen brachten sie zur Besinnung.

Allen voran schnellte sich Tom Meredith in das Haus, während Della Bride bei dem Ohnmächtigen blieb. Den Flying Scotsmen blieb die Luft weg, als sie den Vorraum durchquerten und in den Wohnraum preschten. Tom prallte zurück, daß die anderen gegen ihn stießen.

In einer Ecke zusammengedrängt standen die drei Frauen, Mutter und Töchter. Sie hielten einander eng umschlungen und starrten in die entgegengesetzte Ecke.

»Helft ihm!« schrie Martha MacCranter verzweifelt. »So helft ihm doch!«

Pete lag unter einer Bestie, einem struppigen Wolf mit räudigem Fell und mächtigen krallenbewehrten Pranken. Das Ungeheuer versuchte, nach der Kehle des Jungen zu schnappen, doch Pete wehrte sich mit der Kraft eines Todgeweihten. Er drückte mit einer Hand den Schädel zur Seite und hielt mit der anderen das Ungeheuer auf Distanz.

Tom Meredith überlegte nicht. Er sprang den Wolf von hinten an und hieb beide Fäuste auf seinen Rücken. Die Bestie heulte grell auf und ließ für einen Moment von Pete ab. Der Junge wälzte sich unter dem Untier hervor und wollte flüchten.

Der Wolf schnappte nach Tom, der sich mit einem Satz außer Reichweite der blitzenden Zähne brachte. Fauliger Atem aus dem weit aufgerissenen Maul des Untiers traf den Anführer des Motorradclubs und raubte ihm die Luft. Er taumelte. Vor seinen Augen tanzten feurige Kreise, als habe er Giftgas eingeatmet.

Pete kam nicht weit. Mit einem Satz holte ihn der Wolf wieder ein und riß ihn mitten im Wohnzimmer zu Boden.

Der Junge stürzte unglücklich auf das Gesicht. Er konnte sich nicht gegen die Bestie wehren, die ihn im Nacken packte.

Die Motorradfans schrien entsetzt auf, als sie das Krachen hörten. Die Zähne der Bestie senkten sich in den Nacken des Unglücklichen. Pete MacCranter starb vor ihren Augen.

Mrs. MacCranter, die Mutter des Getöteten, brach ohnmächtig zusammen. Ihre beiden Töchter waren vor Grauen mehr tot als lebendig.

Tom Meredith stand direkt vor dem Wolf, der langsam den Schädel hob. Aus den grünlichen Augen der Bestie traf Tom ein haßerfüllter Blick, der ihm durch Mark und Bein ging. Das war nicht der Blick eines Tieres.

Er hatte das Gefühl, eine Botschaft aus diesen Augen zu empfangen, eine Botschaft, die er allerdings nicht verstand, die mit Tod und Vernichtung zu tun haben mußte.

Flucht! Tom Meredith erkannte, daß er gegen dieses Ungeheuer

hilflos war. Bei einem Angriff konnte er sich nicht wehren. Er war nicht feige, doch diese Bestie, nur auf Armeslänge von ihm entfernt, jagte ihm eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Er glaubte, den Odem des Todes zu spüren, der über ihn hinwegstrich.

Der Wolf griff ihn jedoch nicht an. Die langen spitzen Zähne schnappten wieder zu. Das Ungeheuer packte die Leiche seines Opfers und trabte damit aus dem Haus.

Mühelos schleppte der Wolf die Leiche des Jungen in die dunkle Nacht hinaus. Sekunden später war er in der Finsternis verschwunden.

Zurück blieben die von namenlosem Grauen geschüttelten jungen Leute, die sich mühsam aufrafften, Mr. und Mrs. MacCranter zu helfen und die Polizei zu verständigen.

Was als übermütiges Abenteuer begonnen hatte, endete nur in der Erstarrung des Todes. Für die Flying Scotsmen hatte sich das Leben innerhalb weniger Minuten gewandelt. Sie konnten nicht mehr so unbeschwert weitermachen wie bisher. Nicht nach diesem gräßlichen Erlebnis.

Für die Familie MacCranter jedoch war eine Welt zusammengebrochen.

Und dabei hatte für diese leidgeprüften Menschen der Schrecken noch nicht den Höhepunkt erreicht.

***

»Schönen guten Morgen, haben Sie einen Wunsch?« Die sinnliche Stimme und die glutvollen Augen gehörten Glenda Perkins, meiner Sekretärin im Yard. Sie strahlte mich an und versuchte wie immer, mit mir zu flirten.

An diesem Tag tat ich es aus zwei Gründen nicht. Der eine war immer derselbe. Abgesehen von Jane Collins hielt ich es für ungesund, im Büro einen Flirt anzufangen. Das führte nur zu Komplikationen. Der zweite Grund war einfach schlechte Laune.

Unsere drei Frauen, wie Suko sie nannte, hatten auf dem gemeinsamen Abend beschlossen, die Gemeinsamkeit noch ein wenig auszudehnen. Jane hatte es mir eröffnet, als sie Shao bei Suko abgeliefert hatte.

»Wir fahren zusammen für drei Tage nach Paris, John«, hatte sie mit ihrem unwiderstehlichsten Lächeln gesagt. »Bill haben wir schon angerufen. Drei Tage mit dem kleinen John allein, das wird er schon schaffen.«

»Und was sagt Suko dazu?« hatte ich mich erkundigt.

Jane hatte sich eine Locke ihres goldblonden Haares aus der Stirn gepustet. »Ich möchte viel lieber wissen, was du dazu sagst!«

»Du wirst mir fehlen«, hatte ich ehrlich geantwortet, und so war es auch. Zwar war an anderen Tagen Jane auch nicht bei mir im Büro

von New Scotland Yard, aber jetzt war sie nicht einmal in London. Unsere Frauen waren heute morgen mit der ersten Maschine geflogen. Ich kam mir einsam vor wie ein Robbenbaby auf einer abdriftenden Eisscholle.

»Etwas Neues?« erkundigte ich mich knapp bei Glenda.

Ihre Augen nahmen einen erstaunten Ausdruck an, als könne sie es nicht fassen, daß ich nicht vor Freude strahlte. »Schlechte Laune?« erkundigte sie sich. »Dagegen kann ich etwas unternehmen. Ich koche Ihnen sofort einen kräftigen Kaffee. Der bringt Sie auf die Beine.«

»Ich will keinen Kaffee, ich will die neuesten Berichte!« fauchte ich und entschuldigte mich sofort. »Tut mir leid, Glenda, mir ist etwas über die Leber gelaufen. War vermutlich ein Elefant. Sie können nichts dafür. Kaffee wäre fein!«

Glenda konnte wieder lächeln. »Kommt sofort! Die Berichte liegen auf dem Schreibtisch – wie immer«, fügte sie noch spitz hinzu und rauschte mit gekonntem Hüftschwung aus meinem Büro. Das war die Sekretärin, von der frustrierte Chefs sonst nur träumen. Und ich hatte sie hier vor meiner Nase und trauerte Jane Collins nach!

Ich seufzte. So war eben die Welt. Wo die Liebe hinfällt…!

In Gedanken bei Jane in Paris, nahm ich das oberste Fernschreiben, überflog es und zuckte zusammen. Ich las es genauer und schnappte mir den Telefonhörer.

»Glenda!« rief ich hastig, als sie sich sofort meldete. »Blitzverbindung nach Edinburgh, Polizeidirektion! Und Blitz heißt Blitz!«

Eine Minute später hatte ich den Mann in der Leitung, der routinemäßig das Fernschreiben an den Yard geschickt hatte, und er gab mir Einzelheiten über das letzte Auftauchen dieses mysteriösen Wolfs durch. Als Glenda meinen Kaffee brachte, wählte ich bereits Sukos Nummer.

Er meldete sich erst nach den zehnten Klingelzeichen und klang so verschlafen, daß er mir leid tat. Ich hatte jedoch ein gutes Weckmittel für ihn.

»Der Wolf hat zugeschlagen, es hat einen Toten gegeben«, berichtete ich. »Er hat die Leiche weggeschleppt.«

Suko gähnte ausgiebig, doch seine Stimme klang schon viel munterer, als er sich erkundigte: »Und warum ist das etwas für uns? So plötzlich?«

»Eine Kleinigkeit, aber sie ist wichtig.« Ich erinnerte mich an jede Einzelheit des Berichts meines Kollegen in Edinburgh. »Eine Rockergruppe kam den Überfallenen zu Hilfe. Der Wolf wich vor dem Anführer zurück und stieß laut Zeugenaussagen ein schmerzliches Heulen aus, als der junge Mann nach ihm schlug.«

»Dann ist das eben ein besonders kräftiger Kerl, der entsprechend hingelangt hat«, meinte Suko.

»Schon möglich«, räumte ich ein. »Der Polizeibericht erwähnt jedoch auch, daß der Anführer dieser Motorradfans sich über und über mit Silberketten behängt hat. Was sagst du dazu?«

»Da hat ausnahmsweise einmal ein vernünftiger Polizist das Protokoll geschrieben«, stichelte Suko und spielte darauf an, daß ich ja auch beim Yard war. »Einer, der weiß, worauf es ankommt. Wann fahren wir?«

»Sobald ich mir bei der Spesenkasse das nötige Kleingeld abgeholt habe«, erwiderte ich. »Pack schon mal deine Zahnbürste ein.«

»Die steht immer gepackt im Vorzimmer, weißt du doch!« Suko war kaum noch zu bremsen. Der neue Fall in Schottland half ihm offensichtlich über Shaos Abwesenheit hinweg.

Ich hätte gern noch Bill Conolly mitgenommen, aber der mußte seine Vaterpflichten erfüllen. So rief ich ihn nur an, um ihm Bescheid zu sagen.

»Ein Wolf, der bei Berührung mit Silberketten schmerzlich heult«, sagte er knurrig. »Das wäre etwas für mich!«

»Du hältst die Stellung in London und drückst uns die Daumen«, sagte ich grinsend.

»Worauf du dich verlassen kannst.« Bill seufzte. »Trotzdem wäre ich gern mitgefahren.«

»Du bekommst wohl nie genug, wie?« Ich warf einen Blick auf die Uhr. »Du, Bill, ich muß Schluß machen. Wir haben einen weiten Weg vor uns. Wenn die Frauen anrufen, sag ihnen Bescheid. Jane macht sich sonst Sorgen, weil sich bei mir keiner meldet.«

»Sie würde sich noch mehr Sorgen machen, wenn sich bei dir eine melden würde«, konterte Bill lachend.

»Auch wieder wahr! Also, bis dann!«

Ich sauste aus dem Büro und fuhr mit dem Bentley zu dem Apartmenthaus, in dem Suko und ich wohnten, holte meinen Koffer und ein paar Sachen für die nächsten Tage und zog mit Suko los.

»Weißt du, John, was ich möchte?« sagte mein Kampfgefährte, als wir die Stadtgrenze von London passierten und auf den Motorway nach Norden rollten. »Ich möchte den Polizisten kennenlernen, der den Bericht geschrieben und darin die Silberketten erwähnt hat.«

»Und warum?« fragte ich, während ich den Bentley auf Touren brachte. Nach dem Stadtverkehr tat es dem Wagen mal wieder gut, auf der Autobahn dahinzugleiten.

»Warum?« Suko grinste vergnügt. »Weil ich diesem Mann zu verdanken habe, daß ich nicht zu Hause hocken und auf Shao warten muß. Darum!«

***

Wir wechselten uns am Steuer ab und fuhren ohne Pause durch.

Wir mußten so schnell wie möglich nach Schottland kommen. Menschenleben standen auf dem Spiel.

Ich war die Strecke schon oft gefahren und habe sie auch schon für meine Leser ausführlich beschrieben. Daher sage ich nur, daß wir Edinburgh in Rekordzeit erreichten, obwohl wir uns an alle Verkehrsregeln hielten, und von der schottischen Hauptstadt weiter nach Norden fuhren.

In den Highlands gab es auffallend wenig Verkehr. Das konnte aber auch mit dem schlechten Wetter zusammenhängen. Seit Edinburgh hatten wir Regen, der die Straßen mit einem spiegelnden Wasserfilm überzog. Die Scheibenwischer flappten über die Windschutzscheibe, ein monotones, einschläferndes Geräusch.

»Sag etwas«, forderte ich Suko auf, »sonst lege ich unterwegs eine Schlafpause ein.«

»Untersteh dich!« rief er erschrocken und merkte, daß ich nur einen Scherz gemacht hatte. »Auf meiner Harley Davidson gäbe es jetzt keine Müdigkeit. Wenn dir der Wind um die Nase pfeift…«

»… und der Regen ins Gesicht peitscht«, ergänzte ich. »Sei froh, daß du im Trockenen sitzt.«

Vor uns tauchte ein Ortsschild auf. Ich streifte es nur mit einem flüchtigen Blick, ohne mir den schwierigen schottischen Namen zu merken. Bis zu unserem Ziel waren es noch ungefähr 20 Meilen. Ich hatte bereits die Scheinwerfer eingeschaltet. In dem Dorf brannten die Lichter.

Niedrige, aus schwarzbraunen Natursteinen errichtete Häuser flankierten die Straße. Sie glitten an uns vorbei, ein Dorf unter vielen – dachte ich.

In der Ortsmitte war unsere Fahrt vorläufig zu Ende. Eine Menschenansammlung versperrte die Straße. Ich trat auf die Bremse.

»Was ist denn da los?« fragte Suko und richtete sich auf.

Ich fuhr den Bentley an den Straßenrand und kurbelte die Seitenscheibe herunter. Trotz des Regens drängten sich die Dorfbewohner dicht an dicht. Alle starrten in dieselbe Richtung. Ich konnte nichts sehen. Die Leute versperrten mir die Sicht.

Ich beugte mich aus dem Fenster. »Verzeihung! Können Sie mir sagen, was los ist?« fragte ich höflich den am nächsten Stehenden, erhielt jedoch keine Antwort. Der Mann war wie gebannt.

Wir stiegen aus. Nun konnte ich über die Köpfe der Menge hinwegblicken.

Den Platz zierte eine steinerne Gedenksäule. Auf dem Rand des kleinen Denkmals stand ein junger Mann. In dem Licht der wenigen Lampen auf dem Dorfplatz schimmerte sein Gesicht auffallend bleich. Große Augen brannten in diesem Gesicht. Der junge Mann – er war höchstens 18 – hielt eine flammende Rede.

»Ihr werdet es alle sehen, neue Zeiten brechen an!« rief er soeben. »Die Zeichen stehen auf Sturm und Umbruch! Ihr müßt nur die Augen offenhalten, dann werdet ihr erkennen!«

»Ein Laienprediger«, murmelte Suko. »Ich denke, solche Leute ziehen nur durch Amerika. Wußte gar nicht, daß es sie auch bei uns gibt.«

Ich spitzte die Ohren. Bei uns herrscht Redefreiheit. Hyde Park Corner war ein weltweit bekanntes Beispiel dafür. Doch einen so jungen Redner, noch dazu hier oben in Schottland, das hatte ich noch nicht erlebt. Mir fiel auf, daß er für den kühlen, regnerischen Abend sehr leicht gekleidet war, Hemd und Hose, sonst nichts. Um den Hals trug er ein Tuch, das mich an ein behelfsmäßig geknotetes Taschentuch erinnerte.

»Gebt acht, daß ihr nicht den richtigen Moment versäumt!« rief der junge Eiferer mit schriller Stimme. »Fenris ist mächtig! Fenris kann euch helfen, aber wenn ihr ihm Steine in den Weg legt, wird er keine Gnade kennen!«

»Geschwätz!« rief jemand in der Menge. »Was soll der Unsinn?«

Auch andere stimmten ein. In Sekundenschnelle war der ganze Platz in Aufruhr. Die Menschen schrien durcheinander. Die Menge geriet in Bewegung und rückte gegen das Denkmal vor.

Ich wurde gegen den Bentley gestoßen. Eine ungeheure Aufregung hatte sich der Menge bemächtigt.

Rasch stiegen wir in den Wagen und schlossen die Türen. »Außer Rand und Band«, murmelte ich. »Ein merkwürdiger Junge. Was hältst du von ihm?«

Suko zuckte gleichmütig die breiten Schultern. »Wir haben schon genug am Hals, John! Fahren wir, die Straße ist wieder frei.«

Ich warf noch einen Blick aus dem Fenster, aber von dem seltsamen Redner war nichts mehr zu sehen. Auch die Leute beruhigten sich und gingen auseinander.

Ich hätte mich gern näher mit diesem jungen Mann beschäftigt, aber Suko hatte recht. Wir mußten ein wichtigeres Problem lösen und den seltsamen und gefährlichen Wolf aufspüren.

Zehn Minuten später erreichten wir Rranlin, eine Kleinstadt, die nicht nur einen unaussprechlichen Namen sondern auch ein anständiges Hotel besaß. Wir nahmen uns zwei nebeneinanderliegende Zimmer. Der Hotelbesitzer rief für uns den Polizisten an, der das Protokoll geschrieben hatte. Er war schon zu Hause, fuhr aber sofort zum Hotel, als er hörte, wer mit ihm sprechen wollte.

Suko und ich saßen gerade beim Abendessen, als der Polizist kam. James Clowders stand kurz vor der Pensionierung. Er machte ein geheimnisvolles Gesicht, als ich ihn direkt auf die Erwähnung der silbernen Ketten ansprach.

»Vielleicht halten Sie mich jetzt für alt und unfähig«, sagte er leise, während wir die letzten Bissen eines kalten Lammbratens verschwinden ließen. »Aber ich habe so meine eigene Meinung über diesen Wolf. Silber spielt eine wichtige Rolle, und…«

»Mann, drücken Sie sich deutlich aus!« rief ich gereizt. »Wir haben eine lange Fahrt hinter uns und sind müde!«

»Also gut!« James Clowders gab sich einen Ruck. »Dieser Fenris ist ein Wesen aus einer anderen Welt und scheut das Silber…«

»Moment!« Vor Überraschung fiel mir das Messer auf den Teller.

Suko zuckte bei dem lauten Klirren zusammen. »Sagten Sie Fenris?«

Konstabler Clowders nickte. »Der Fenris-Wolf! Haben Sie noch nie davon gehört?«

Bei mir klingelte es. Nicht nur der fanatische Redner in dem Dorf hatte von Fenris gesprochen. Als der Polizist von dem Fenris-Wolf sprach, wußte ich wieder Bescheid.

»Das nordische Fabeltier?« vergewisserte ich mich. »Meinen Sie diese Gestalt aus den Göttersagen?«

James Clowders war sichtlich erleichtert, daß ich Bescheid wußte. »Er soll ein ungeheuer großes Fabelwesen sein, das sogar Sonne und Mond fressen kann. Das sind natürlich Übertreibungen, aber die Leute in dieser Gegend munkeln hinter vorgehaltener Hand, daß der Wolf Fenris ist, der wieder auf die Welt gekommen ist.«

»Dann steht uns eine harte Auseinandersetzung bevor«, murmelte ich.

»Ich habe die silbernen Ketten erwähnt«, fuhr der Konstabler fort, »weil ich schon einmal gehört habe, daß es im Yard einen Spezialisten für solche Fälle gibt. Ich kannte nur den Namen nicht, Oberinspektor Sinclair.«

»Was wissen Sie noch?« forschte ich. »Jeder Hinweis kann wichtig für uns sein!«

Clowders schüttelte den Kopf. »Das ist alles, Herr Oberinspektor. Tut mir leid.«

Ich sah auf die Uhr. Es ging bereits auf Mitternacht zu. »Für einen Besuch bei der Familie MacCranter ist es heute schon zu spät«, sagte ich mehr zu Suko als zu dem Polizisten. »Verschieben wir das auf morgen.«

»Wenn Sie wollen, sage ich Tom Meredith Bescheid, daß Sie hier sind«, bot Clowders an. »Das ist der Anführer der Flying Scotsmen. Ich komme übrigens mit den Jungs und dem Mädchen ganz gut aus. Meine Kollegen haben Schwierigkeiten, aber ich verstehe die Scotsmen. Sind eben junge Leute, die keinem etwas tun und sich austoben möchten.«

Ich bedankte mich bei meinem schottischen Kollegen. Suko und ich zogen uns auf unsere Zimmer zurück, um uns für den bevorstehenden

Kampf auszuruhen.

»Hör mal, John«, meinte Suko, als wir uns auf dem Korridor verabschiedeten. »Wir haben schon ein paarmal erlebt, daß Gestalten aus alten Volkssagen plötzlich auftauchen.«

Ich nickte. »Weil sie in Wirklichkeit Dämonen sind, die vor Jahrhunderten bereits ihr Unwesen getrieben haben und nun wieder aktiv werden.«

»Dieser Fenris-Wolf.« Suko sah mich erwartungsvoll an. »Ich kenne die europäischen Sagen nicht so gut. Ist er wirklich so gefährlich?«

»Noch gefährlicher«, sagte ich ernst. »Noch viel gefährlicher. Den Geschichten nach ist er unbesiegbar.«

Suko preßte die Lippen zusammen. »Bis morgen, John«, sagte er und ging in sein Zimmer.

»Ja, bis morgen«, murmelte ich. Jetzt erschien mir dieser jungendliche Fanatiker in einem ganz anderen Licht. Ich hätte mich sonstwohin beißen können, daß ich ihn nicht festgehalten und befragt hatte. Ich wußte nicht einmal, wer er war, woher er kam und was seine Aufgabe war.

Aber nun war es zu spät. Ich konnte nur hoffen, daß er mir früher oder später über den Weg lief. Ich war eben auch kein Übermensch und machte Fehler.

Leider.

***

Ich konnte mich nicht lange ausruhen. Es war noch dunkel, als ich plötzlich die Augen aufschlug. Ohne Übergang war ich hellwach, alle Sinne waren angespannt.

Etwas hatte mich geweckt, ohne daß ich sagen konnte, was es war. Instinkt? Oder ein Geräusch?

In weiter Ferne heulten Hunde. Ich hatte das Fenster geschlossen, weil Sturm aufgekommen war. Alle Geräusche drangen nur gedämpft zu mir ins Zimmer.

Da war es wieder, dieses Heulen, aber diesmal erkannte ich ganz deutlich, daß es nur ein einzelnes Tier war. Ein Hund? Dieses bellende, langgezogene Heulen war typisch für einen Wolf!

Mit einem Satz war ich aus dem Bett. Noch während ich mich hastig anzog und überlegte, ob ich Suko wecken sollte, hörte ich ein zweites, noch viel deutlicheres Geräusch. Jemand warf Steinchen und Erde gegen mein Fenster.

Ich zog die Beretta. Sie war mit silbernen Kugeln geladen und steckte in meinem Halfter, das griffbereit über einer Stuhllehne hing. Vorsichtig schob ich mich an das Fenster und blickte hinunter.

Heute schien Vollmond. Ganz klar sah ich einen Mann vor dem Hotel stehen. Unsere Zimmer gingen zur Straßenfront hinaus. Kein Mensch

zeigte sich im Freien.

Ich öffnete das Fenster und beugte mich hinaus. »Was wollen Sie?« rief ich gedämpft hinunter.

»Sind Sie John Sinclair?« fragte der Mann zurück.

Er drehte den Kopf ein wenig. Ich erkannte ihn sofort. Es war der Fanatiker, dessen Rede zu den Dorfbewohnern ich zum Teil mitbekommen hatte. Auch jetzt trug er nur Hose und Hemd. Danach hätte ich eigentlich sofort wissen müssen, mit wem ich es zu tun hatte.

»Allerdings, ich bin John Sinclair«, erwiderte ich.

»Dann habe ich eine Botschaft für Sie!« Der junge Mann winkte mir zu.

»Kommen Sie herunter!«

Das gefiel mir nicht. »Warum richten Sie Ihre Botschaft nicht sofort aus? Ich bin nicht schwerhörig.«

Er machte eine Geste, die das Hotel und die Nachbargebäude einschloß.

»Und wenn es jemand hört? Die Worte sind nur für Sie bestimmt!«

Ich nickte. »Also gut, ich komme. Fünf Minuten!«

Ich weckte Suko. Er öffnete verschlafen, wurde aber hellwach, als er hörte, worum es ging.

»Klar, John«, versicherte er. »Ich gebe dir Rückendeckung. Ich nehme die Hintertür und schleiche mich zur Vorderfront.«

In Windeseile schlüpfte er in seine Kleider, nahm seine Waffe und hastete die Treppe hinunter. Wieder staunte ich, wie leise dieser schwere Mann sich bewegte.

Ich öffnete die Vordertür, nachdem Suko das Hotel verlassen hatte. Als ich auf die Straße trat, war der fanatische Prediger verschwunden. Suchend sah ich mich um.

Er trat aus dem Schatten einer Mauernische und winkte mir. Ich ging langsam auf ihn zu. Suko hielt sich im Hintergrund.

Der Wind hatte sich zu einem Orkan mit mächtigen Böen ausgewachsen. Er rüttelte und zerrte an mir, daß ich mich an der Mauer abstützte.

Dem Jungen machte es offensichtlich nichts aus.

»Sie müssen frieren«, sagte ich, als er vor mir stehen blieb.

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe eine wichtige Mission zu erfüllen«, sagte er tonlos. »Kälte? Solche Gefühle kenne ich nicht!«

Ich wollte auf Distanz gehen. Mit diesem Jungen stimmte eine Menge nicht. Aber es war zu spät.

Seine Faust kam ohne Ansatz, und sie zischte so schnell gegen mein Kinn, daß ich den Kopf nicht mehr zur Seite reißen konnte. Die Knöchel streiften mein Kinn, daß ich zurücktaumelte. Ich ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten.

Er gab mir keine Chance, mich von dem Überraschungsangriff zu

erholen.
Ein zweiter, noch härterer Schlag traf mich vor die Brust und schleuderte mich gegen den Eingang des Hotels. Die Holztür erdröhnte unter dem Aufprall.
Und wieder rasten seine Fäuste auf mich zu. Diesmal war ich vorbereitet und steppte im letzten Moment zur Seite.
Die Fäuste des Jungen trafen die Tür, die aus dickem Holz bestand. Es splitterte unter seinen Händen wie Zunder.
Dann war ich an der Reihe. Mit einem Seitstep brachte ich mich in den Rücken des Angreifers und legte meine ganze Kraft hinter den Schlag. Meine Faust fegte gegen sein Kinn.
Der Schlag hob ihn an und warf ihn zurück, aber sonst hatte er keine Wirkung. Ein anderer wäre aus den Schuhen gekippt. Meine Faust schmerzte, so fest hatte ich zugeschlagen.
Er wirbelte herum. Im Mondlicht schimmerte das Gesicht so bleich wie das einer Leiche. Für einen Moment verrutschte das Halstuch. Überstürzt griff der junge Mann danach und rückte es wieder zurecht.
Durch diese unerklärliche Handbewegung war er einen Moment abgelenkt, und das nützte ich aus. Wo nur Suko blieb?
Ich fintete, sprang auf meinen Gegner zu, wich aber zur Seite. Er fiel auf den Trick herein, schnellte sich vorwärts und lief ins Leere. Statt mich voll zu erwischen, stolperte er über mein Bein und schlug der Länge nach hin.
Fair war das nicht, aber mit einem Sendboten der Hölle konnte man nicht fair kämpfen.
Da war auch endlich Suko. Er preschte um die Ecke des Hotels und walzte wie eine Dampframme auf uns zu.
Ich warf mich auf den Mann, fiel auf seinen Rücken und packte seinen Nacken. Zu meiner Überraschung wehrte er sich überhaupt nicht, als ich ihn fest auf den Boden drückte, obwohl er vorher so gewaltige Kräfte entwickelt hatte.
»Und jetzt heraus mit der Sprache!« rief ich keuchend. »Wer bist du, und wer hat dich geschickt?«
Er stöhnte leise und schmerzlich. Ich hütete mich jedoch, meinen Griff zu lockern. Dazu hatte ich zu schlechte Erfahrungen gemacht.
»Du bringst ihn ja um, John!« rief Suko besorgt, als das Stöhnen lauter wurde.
»Unsinn«, antwortete ich kopfschüttelnd. »Ich greife nicht einmal so fest zu, wie wenn wir beide trainieren!«
Trotzdem nahm ich mir Sukos Warnung zu Herzen und löste meine Finger ein wenig. Es half nichts. Das Stöhnen wurde lauter und drängender.
»Verstehe ich nicht«, murmelte ich und erinnerte mich plötzlich an das Halstuch. Wer weiß, was der Junge darunter verbarg.

Schon wollte ich es aufknoten und zur Seite ziehen, als Suko einen Warnschrei ausstieß.

Mein Kopf ruckte hoch.

Über die nur schwach beleuchtete Dorfstraße jagte ein mächtiges Tier heran. Im Mondschein hielt ich es zuerst für einen streunenden Hund.

»Der Wolf!« rief Suko und griff nach seiner Pistole, die ebenfalls mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Suko war viel zu langsam. Auch mir gelang es nicht mehr, meine Beretta zu ziehen.

Mit einem langgezogenen Heulen schnellte sich der Wolf auf mich. Ich konnte mich eben noch flach fallen lassen, dann rasierten auch schon die Pranken der Bestie über meinen Rücken. Stoff riß, ich wurde herumgeschleudert und rollte über den nassen Asphalt. Mein Kopf donnerte gegen einen harten Pfeiler, daß es in meinen Ohren dröhnte. Ich hatte unsanft Bekanntschaft mit einer Straßenlaterne geschlossen.

Für etliche Augenblicke war ich wie betäubt. Ich hörte Suko schreien, zwei Schüsse krachten, danach war es still. Mit zusammengebissenen Zähnen richtete ich mich auf die Knie.

Sehr rühmlich war dieser Kampf nicht für uns abgelaufen. Ich war schwer angeschlagen, und Suko hielt sich den linken Arm. Von dem Wolf und dem junge Mann war nichts mehr zu sehen.

»John, bist du in Ordnung?« rief Suko besorgt.

Ich winkte ab und stemmte mich auf die Beine. Mein Kopf dröhnte, doch ich hatte im Moment größere Sorgen. »Wo sind sie?« fragte ich nur.

Suko zuckte die Schultern. »Dieses Biest hat nach meinem Arm geschlagen, aber ich konnte im letzten Moment ausweichen, sonst wäre es mir böse ergangen. Ich habe ihm eine Silberkugel auf den Pelz gebrannt. Daraufhin ist das Scheusal so schnell abgehauen, daß die zweite Kugel gar nicht mehr getroffen hat.«

»Und der Junge mit dem Halstuch?«

»Der lief genau so schnell wie der Wolf.« Suko drehte sich einmal im Kreis und musterte die Häuser, die wie ausgestorben dastanden. »Keiner kümmert sich darum, was hier auf der Straße passiert.«

»Die Leute haben Angst.« Ich steckte die Beretta weg. »Komm, sehen wir zu, daß wir noch eine Mütze voll Schlaf bekommen. Wir werden sie morgen dringend nötig haben.«

Als wir auf unsere Zimmer zurückkehrten, überlegte ich, was sich wohl unter dem Halstuch des jungen Mannes verbarg und warum er sich schon bei dem kleinsten Druck gegen seinen Nacken nicht mehr bewegt hatte.

Die Antwort lag so nahe, doch sie war so schauderhaft, daß ich nicht

darauf kam!

***

Fuhr man von Rranlin aus in Richtung Polloch, einem kleinen Dorf mit 2000 Einwohnern, erreichte man nach einer Meile den Wildtierpark des Ehepaares Hemmings. Clout Hemmings war früher Großwildjäger in Afrika gewesen. Vor zwei Jahren war er in seine Heimat Schottland zurückgekehrt, hatte Marga geheiratet und den Wildtierpark eröffnet.

Er hatte jedoch eines übersehen. Rranlin lag so weit abseits der großen Städte, daß kaum Besucher kamen. Dementsprechend schlecht stand es um die Finanzen des Ehepaares Hemmings.

Clout saß mißmutig beim Frühstück. Marga hatte soeben die Tiere versorgt und kam zu ihm in die Küche.

»Draußen vor dem Tor steht ein Verrückter und predigt von einem Wolf, der alle Probleme lösen wird«, sagte sie kopfschüttelnd. »Irre gibt es ja immer wieder, aber so jung und schon so verrückt!«

»Na und, was geht mich das an?« schnauzte Clout seine Frau an.

Marga hob die Schultern. »Lieber Himmel, du hast heute wieder eine Laune, Clout! Soll das immer so weiter gehen? Lange halte ich das nicht mehr aus.«

Sie war eine große, nicht hübsche aber sehr interessante Frau mit einem kräftigen, knochigen Gesicht und hellen, wachsamen Augen. Ihr Reiz lag in der Willenskraft, die sie ausstrahlte, die jedoch an ihrem ständig übelgelaunten Mann abprallte.

Clout runzelte die Stirn. »In einer Woche sind die Wechsel fällig. Wenn wir sie nicht bezahlen können, sind wir pleite. Dann müssen wir schließen.«

»Schließen wir eben«, gab sie ungerührt zurück. »Mir hängt das alles zum Hals heraus. Die Leute bleiben aus, nur Arbeit, kein Geld. Machen wir doch Schluß!« Und mit einem bitteren Lächeln fügte sie hinzu: »Wir könnten wie der Verrückte da draußen durch die Dörfer ziehen und das neue Heil predigen. Dem hören mindestens 50 Leute zu. Frag mich aber nicht, woher die kommen, um sich seine unsinnige Geschichte von dem Wolf anzuhören.«

Clouts Gesicht hellte sich auf. Seine dunklen Augen begannen zu funkeln. »Wie war das? Sie hören ihm zu? Der Wolf… Marga, der Wolf …!«

Er schlug mit den Fingern einen hektischen Trommelwirbel auf der Tischplatte. »Natürlich, das ist es! Seit Wochen reden die Leute von nichts anderem mehr als von diesem Wolf. Mal soll er groß wie ein Haus sein, dann wieder Feuer spucken. Das ist unsere Rettung!«

»Iß dein Frühstück, es wird kalt«, sagte Marga. Sie hatte es sich längst abgewöhnt, auf die Ideen ihres Mannes zu hören.

»Aber nein, das ist es!« Clout steckte sich eine Zigarette an und blies hastig den Rauch zur Decke. »Ich werde den Wolf fangen, von dem alle Leute sprechen! Ich werde ihn hierherbringen und große Anzeigen in die Zeitungen setzen. Du wirst sehen, unser Park kann sich bald vor Besuchern nicht mehr retten!«

Marga Hemmings wußte selbst nicht, wieso sie plötzlich vor Angst kaum noch Luft bekam. Sie fühlte, daß ein grauenhaftes Unglück auf sie zukam.

»Nein, Clout!« rief sie flehend. »Bitte, nicht! Ich ahne, daß etwas passiert! Laß diesen Wolf in Ruhe! Kümmere dich nicht um ihn!«

Doch ihr Mann war nicht mehr zu bremsen. »Unsinn!« Er sprang auf und stürmte aus der Küche. »Wozu war ich Großwildjäger! So ein Wolf ist für mich eine Kleinigkeit.«

»Na gut, wie du willst.« Marga richtete sich hoch auf. Ihr herbes Gesicht war leichenblaß. »Ich werde dich begleiten. Diesmal lasse ich dich nicht allein gehen!«

Clout steckte noch einmal den Kopf in die Küche. Er erschrak, als er seine Frau sah.

»Du weinst ja!« rief er bestürzt, ging auf sie zu und nahm sie in die Arme. »Darling, was ist denn los? Wegen eines kleinen Wolfs so große Angst?«

Sie klammerte sich an ihn, als sähe sie ihn jetzt zum letzten Mal.

»Geh nicht, Clout«, bat sie noch einmal. »Aber wenn du gehst, dann nimm mich mit! Ich muß bei dir sein!«

Er nickte unbekümmert. »Also gut, dann fahren wir gemeinsam. Du wirst sehen, in wenigen Wochen haben wir uns saniert.«

Marga schwieg über ihre Todesahnungen. Es hätte ohnedies keinen Sinn gehabt. Clout wollte nicht hören. Das Schicksal mußte seinen Lauf nehmen.

***

»Mein Gott, wer soll mir denn den Schaden bezahlen?« jammerte der Hotelbesitzer, als Suko und ich am nächsten Morgen beim Frühstück saßen. »Die Haustür ist total zerfetzt! Was haben Sie nur damit gemacht, Mr. Sinclair?«

Ich zeigte ihm meine Fingernägel. »Gar nichts, oder meinen Sie, daß ich damit Ihre Tür zerkratzt habe?« fragte ich grinsend. »Mann, Sie können froh sein, daß Sie und Ihre Angehörigen noch leben. Sie wissen genau, was passiert ist, auch wenn alle so tun, als wäre nichts geschehen.«

Daraufhin verzog sich der Wirt und überließ uns unseren Cornflakes und den Rühreiern mit Schinken. Wen wir auch an diesem Morgen getroffen hatten, andere Gäste oder das Hotelpersonal oder Leute auf der Straße, alle hatten so getan, als wäre nichts geschehen.

Es war die Angst vor dem Fenris-Wolf, die ihnen den Mund verschloß.

Wir hatten die Nachwirkungen des nächtlichen Mißerfolges bereits überwunden, wenigstens körperlich. Mein Kopf war wieder in Ordnung, und Suko konnte seinen Arm ungehindert bewegen. Dafür war unsere Laune gedämpft und grau wie der Himmel über Schottland. Die Wolken trieben so tief über dem Land, als wollten sie die Hügelkuppen polieren.

»Hallo, John!« Suko erwachte plötzlich aus seiner Lethargie und bekam glänzende Augen. »Sieh dir das an!«

Ich blickte ebenfalls durch das Fenster des Speisesaals hinaus auf den Hauptplatz. Ein Pulk schwerer Motorräder fuhr vor dem Hotel vor. Die Lederkerle bockten die Maschinen auf und kamen mit polternden Schritten in das Haus. Sie steuerten direkt den Speisesaal an.

Ich lehnte mich zurück und blickte ihnen ruhig entgegen. Wilde Gestalten, aber sie machten einen friedlichen Eindruck. Allen voran ging ein blonder Mann Anfang Zwanzig. Ich lächelte, als ich die zahlreichen Silberketten entdeckte, die er um Hals und Handgelenke trug. Ich wußte Bescheid, wen ich vor mir hatte. Und hätte ich es noch nicht gewußt, zeigte es mir das einzige weibliche Mitglied der Gruppe. Das schwarzhaarige Girl wandte mir für einen Moment den Rücken zu. Auf der Lederjacke waren mit glitzernden Perlen die Worte FLYING SCOTSMEN eingestickt. Ich war neugierig, was sie von uns wollten.

Der Wirt dachte anders. »Macht, daß ihr rauskommt!« schrie er und stürmte in den Speisesaal. »Für Rocker und solches Gesindel ist bei mir kein Platz! Das ist ein anständiges Haus!«

Die 13 jungen Leute blieben stehen. Feindseliges Gemurmel schlug dem Wirt entgegen. Einige Männer ballten die Fäuste.

»Einen Moment!« rief ich. »Schätze, die Gentlemen wollen zu uns. Lassen Sie sie doch, Herr Wirt. Warum sollen sie nicht mit uns eine Tasse Tee trinken?«

»Tee?« Der Anführer warf seinen Sturzhelm bis zur Decke, kickte ihn mit der Ferse seines Stiefels wieder hoch und fing ihn bravourös auf. Die anderen grinsten zufrieden über das Kunststück ihres Chefs. »Tee? Opa, du spinnst doch!«

»Gib nicht so an, Kleiner«, sagte Suko grinsend. »Bei einer so großen Klappe könntest du dir sonst in die Ohrläppchen beißen!«

Suko hatte die richtige Sprache gefunden. Diese Kerle gaben nur an, und meistens erreichten sie damit, daß die anderen den Mund hielten. Trat man ihnen jedoch entschlossen entgegen, steckten sie zurück.

»He, der Chink nimmt sich aber viel heraus!« rief das Girl. »Großer, bist du nur mit dem Mundwerk so gut oder kannst du noch mehr?«

Die Bande lachte brüllend. Suko lächelte ungerührt.

»Was soll es denn sein, Baby?« erkundigte er sich.

Der Anführer kam an unseren Tisch, schob das Geschirr beiseite und setzte sich Suko gegenüber. Die bekannte Kraftprobe. Er stützte den Ellbogen auf die Tischplatte, Suko ebenfalls, dann legten sie die Hände ineinander. Wer die Hand des anderen zuerst auf den Tisch drückte, hatte gewonnen.

Normalerweise hätten wir uns nicht mit so kindischen Spielen aufgehalten, aber wir wollten keinen Ärger. Außerdem konnten wir die Flying Scotsmen vielleicht noch brauchen. Es war besser, wenn wir uns mit ihnen gut stellten.

Ich lachte in mich hinein, da ich Suko kannte. Nicht einmal zu dritt hätten sie eine Chance gegen ihn gehabt.

Suko saß nur lächelnd da und tat gar nichts. Es war ihm auch keine Anstrengung anzumerken. Dem Anführer jedoch traten bald Schweißtropfen auf die Stirn. Er zog und drückte, doch Sukos Hand rührte sich nicht von der Stelle. Schließlich begann der Anführer sogar zu keuchen. Die Stirnadern schwollen an. Suko lächelte nur.

Und plötzlich, mit einem kurzen Ruck, riß Suko die Hand seines Gegners hart auf die Tischplatte. Der Blonde mit den Silberketten schrie auf und schlenkerte fluchend den Arm.

»Okay, setzt euch«, sagte ich und deutete auf die umstehenden Stühle.

»Ich bin Tom Meredith!« Der Anführer hatte uns akzeptiert. Auf sein Zeichen setzten sich alle. Er nannte uns auch die Namen der anderen. Ich merkte mir nur den des Mädchens. Della Bride. Sie schoß mir einen Blick zu, der mir gewaltig einheizte.

»Wißt ihr«, fragte Tom Meredith, »was ich normalerweise von Bullen halte?«

»Ich kann es mir denken«, antwortete ich. »Ihr habt den Wolf gesehen?«

»Ich habe sogar gegen ihn gekämpft!« Tom warf sich in die Brust, aber in seinen Augen flackerte die Angst. Er schilderte in allen Einzelheiten, wie der Fenris-Wolf in dem Haus der Familie MacCranter gewütet hatte.

»Und dann schleppte er Pete einfach weg«, schloß er schaudernd. Die anderen blickten betroffen auf ihre Stiefel hinunter. »Es war scheußlich! Ich konnte nichts machen, glauben Sie mir!«

Ich hätte ihm sagen können, daß er vielleicht eine Chance gehabt hätte, den Wolf zu vertreiben, und zwar mit seinen Silberketten. Ich tat es nicht, sonst machte er sich womöglich noch Vorwürfe. Aber ich gab ihm den Tip.

»Wenn einer von euch wieder mit dem Wolf zusammentrifft, schlagt mit den silbernen Armbändern zu.« Ich musterte die Ledertypen. »So weit ich sehe, hat jeder von euch eines.«

»Gehört mit zur Ausrüstung«, erklärte Della Bride stolz.
»Dann legt es am besten nicht einmal in der Badewanne ab«, riet ich ihnen. »Wer zeigt mir den Weg zu den MacCranters?«
Sie sprangen alle gleichzeitig auf und drängten zum Ausgang. Suko und ich folgten ihnen. Dabei kamen wir an dem Wirt vorbei.
»Na bitte, war doch gar nicht so schlimm«, sagte ich zu dem Mann, der die Flying Scotsmen mit einem richtigen Horror musterte. »Man muß die Leute nur richtig behandeln.«
Vor dem Hotel schlossen Suko und die Motorradfans endgültig Freundschaft. Suko bewunderte die Kawasaki des Anführers und erzählte von seiner Harley Davidson, die er in London gelassen hatte.
»Ich fahre schon vor«, rief ich Suko zu. »Du kannst dich ja doch nicht von den Feuerstühlen losreißen!«
»Sie können mit meiner Maschine fahren!« rief Della Bride meinem Freund zu, drückte ihm den Zündschlüssel in die Hand und glitt neben mir in den Bentley. Aus katzenhaften Augen sah sie mich aufreizend an.
»Dann fahren wir, Oberinspektor Sinclair«, sagte sie leise. »Ich war noch nie mit einem Yardmann allein in einem Bentley. Ein ganz irres neues Gefühl.«
»Man lernt eben nie aus«, sagte ich nüchtern und startete. Meine Gedanken waren bei dem Fenris-Wolf, obwohl mich die über den Brüsten offenstehende Lederkluft ganz schön von den Dämonen ablenkte.
Auch ein Oberinspektor von Scotland Yard ist schließlich nur ein Mann.

***

»Haben Sie ein Zimmer zusammen mit dem Chinesen?« fragte Della, als sich der Bentley in Bewegung setzte.
»Nein«, antwortete ich zerstreut. Ich überlegte, wie ich den Dämonenwolf aufspüren konnte. »Warum?«
»Nur so!« Sie zuckte die Schultern und achtete darauf, daß ihre Lederjacke weiter aufklaffte. Darunter trug sie viel nackte Haut und keinen Stoff. »Könnte ja sein, daß ich heute nacht Angst bekomme und einen großen, starken Beschützer brauche.«
Ich schluckte und war mir nicht sicher, von wem im Moment die größere Gefahr ausging, von dem Wolf oder von Della.
»Hören Sie, Della«, sagte ich und bemühte mich, sie nicht zu beleidigen.
»Ich bin hier, weil es mein Job ist. Ich muß diese gefährliche Bestie unschädlich machen. Darauf muß ich mich voll konzentrieren.«
Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. Mit einem Ruck zog sie den Reißverschluß ihrer Jacke hoch. »Dann konzentrieren Sie sich mal

schön«, sagte sie verärgert. »Dort vorne müssen wir abbiegen.«

Jetzt war sie doch beleidigt. Ich konnte es leider nicht ändern.

Die Nebenstraße war gerade breit genug für den Bentley. In engen Kurven schlängelte sie sich zwischen fast schwarzen Hügeln hindurch. An manchen Stellen traten Felsen zu Tage, schwarze Steine, die an Grabmonumente erinnerten. Die Straßengräben waren bis an den Rand mit dunkelbraunem Wasser gefüllt. Durch die Lüftung drang moderig riechende Luft in den Wagen. Die Reifen zischten auf der nassen Straße.

»Was sind die MacCranters für Leute?« erkundigte ich mich. Ich wollte mir selbst ein Bild machen, aber vielleicht lockte ich Della aus der Reserve.

Sie zuckte die Schultern. »Spießer«, antwortete sie knapp. Bei ihr hatte ich es mir verdorben.

Ich griff nach ihrer Hand. Sie wollte sie hastig zurückziehen, doch ich hielt sie fest.

»Hören Sie, Della«, sagte ich lächelnd. »Sie sind jede Sünde wert. Glauben Sie mir. Aber Sie ahnen vermutlich nicht einmal, was hier wirklich vor sich geht und welche Gefahr uns allen droht.«

Sie blickte mich erschrocken an. »Ist es wirklich so schlimm?«

»Noch viel schlimmer«, versicherte ich. »Dieser Wolf ist nicht mit normalen Waffen zu erlegen. Und er hat zum ersten Mal einen Menschen getötet. Das macht ihm bestimmt Appetit auf weitere Menschenopfer.«

Della schluckte. Ich legte meine Hand wieder auf das Lenkrad.

»Ist sie blond oder schwarz oder rothaarig?« fragte sie rauh. »Der Grund, warum sie nichts von mir wissen wollen!«

Ich stutzte. »Blond! Aber Sie haben mich falsch verstanden. Ich meine jedes Wort über den Wolf so, wie ich es sage.«

Ich fand nicht mehr heraus, ob sie mir glaubte oder nicht, weil hinter einer Biegung ein schlichtes, aus Natursteinen errichtetes Haus auftauchte. Ich ließ den Bentley ausrollen und stieg aus.

Der weißhaarige, ungefähr 50jährige Mann, der von dem Motorengeräusch angelockt aus dem Haus trat, trug ein breites Pflaster auf der Stirn. Die Wunde stammte von seinem Kampf mit dem Dämonenwolf.

»Mr. MacCranter?« Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Ich jage die Bestie.«

Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Schweigend führte er uns in das Haus.

Seine Frau und die beiden Töchter blickten kaum auf, als wir eintraten.

Das Entsetzen und der Schmerz war tief in ihre ausgemergelten Gesichter eingegraben.

»Mr. Sinclair.« Franklin MacCranter holte schwer Atem. »Fragen Sie! Wenn wir Ihnen helfen können, werden wir es tun!«

»Das bringt uns Pete auch nicht wieder«, murmelte die Frau und schlug die Hände vor das Gesicht. »Wir werden ihn nie wiedersehen! Er ist für uns verloren! Laß es gut sein, Franklin, du machst es nur schlimmer. Oder soll es noch mehr Opfer geben?«

Franklin MacCranter ballte die Fäuste. »Ich will daß diese Bestie verreckt!« schrie er unbeherrscht los. Der kräftige Mann wurde von einem lautlosen Schluchzen geschüttelt. »Ich will, daß diese Bestie vernichtet wird, die meinen Jungen getötet hat!«

Ich wollte soeben eine Frage stellen, als mir das Wort im Hals steckenblieb. Mein Blick war auf den Kamin gefallen.

In diesem Haus diente der offene, aus Feldsteinen gemauerte Kamin nicht zur Zierde, sondern bildete tatsächlich noch den Mittelpunkt des Wohnraums. Sorgfältig waren Scheite aufgeschichtet. Über der Feuerstelle hing ein eiserner Kessel. Aber nicht der Kamin faszinierte mich, sondern der Sims, der sich ringsherum zog. Verschiedene Erinnerungsgegenstände waren in einer peinlich genauen Reihe aufgestellt.

Darunter ein Foto. Der kleine schwarze Trauerflor am Rahmen sagte mir genug. Trotzdem deutete ich auf das Bild.

»Ist das Pete?« fragte ich.

Franklin MacCranter nickte schwerfällig. »Ja, Herr Oberinspektor, das war unser Junge«, sagte er schleppend.

Ich schluckte. Wie sollte ich es den Leuten beibringen?

Der junge Mann auf dem Bild war kein anderer als der fanatische Prediger des Bösen, der Junge mit dem Halstuch, der mich letzte Nacht hatte umbringen wollen.

Sie hatten sich getäuscht, die MacCranters. Sie sollten ihren Jungen noch einmal wiedersehen, aber sie würden wünschen, es wäre nie passiert!

***

»Weißt du was, Suko?« rief Tom Meredith über das Dröhnen der schweren Motoren hinweg. »Du bist eigentlich ein feiner Kumpel! Obwohl du mit einem Bullen zusammenarbeitest.«

Suko grinste unter dem Sturzhelm und hob ihn ein wenig an, damit Tom ihn verstehen konnte. »Wäre genauso, als würde ich sagen, daß du ein feiner Kumpel bist, obwohl du Motorrad fährst«, erwiderte er.

Tom zuckte ein wenig verlegen die Schultern. »Du weißt schon, wie ich das meine. Fahren wir?«

Suko nickte. Er ließ den Motor der Kawasaki – Dellas Maschine – aufröhren, gab vorsichtig Gas und beschleunigte auf dem nassen Asphalt. Die Kawasaki zog weg wie eine Rakete, ohne auch nur im

geringsten zu schleudern oder zu bocken. Suko zeigte den Flying Scotsmen, was ein Meister auf zwei Rädern war. Dabei fuhr er stets verhalten und vorsichtig. Als Könner hatte er es nicht nötig, sinnlos zu rasen.

Die Flying Scotsmen verloren trotzdem den Anschluß, so daß er die Maschine auf der Fernstraße drosselte. Tom Meredith holte auf und setzte sich an die Spitze. Er mußte Suko den Weg zu dem Haus der MacCranters zeigen. Beim Überholen hob Tom den hochgereckten Daumen, um Suko seine Anerkennung zu zeigen.

Die Jungs waren wirklich nicht übel, fand der Chinese.

Trotz der schwierigen und durch den Regen glatten Straße hatte er noch Zeit, seine Umgebung genau zu mustern. Ihm fielen die Überreste einer Burg auf, die er bei der Herfahrt gar nicht gesehen hatte. Das war kein Wunder, weil die Ruine fast vollständig eingestürzt und von Unkraut überwuchert war. Suko merkte sich diesen Platz. Dämonen und andere Kreaturen der Hölle hielten sich gern in Ruinen auf. Es lohnte sich bestimmt, dort drüben einmal nachzusehen.

Er wollte sich gleich bei Tom erkundigen, was für eine Ruine das war und wie man dorthin gelangte. Deshalb setzte er zum Überholen an und zog auch an dem Motorrad des Chefs der Flying Scotsmen vorbei.

Die Straße beschrieb eine langgezogene Rechtskurve. Ein Hügel versperrte die Aussicht. Suko ging kein Risiko ein. Er blieb auf seiner Straßenseite, doch als er sich vor Tom Meredith setzte, passierte es.

Suko sah plötzlich auf seiner Seite einen roten Schatten auftauchen, riß das Motorrad herum und schoß im nächsten Moment über den Straßenrand hinaus.

Hinter ihm quietschten und kreischten Bremsen. Suko konnte sich nicht darum kümmern.

Die Kawasaki geriet auf den Hang neben der Straße. Suko war nicht zum ersten Mal in einer solchen Situation. Als werde er von einem bockenden Mustang abgeworfen, schnellte er sich aus dem Sattel, rollte sich in der Luft zusammen und prallte unsanft auf den Boden, überschlug sich, rollte sich weiter und blieb endlich liegen.

Das Motorrad war zur Seite gerissen worden. Der Motor lief noch, das Hinterrad drehte sich pfeifend leer in der Luft.

Suko hatte unheimliches Glück gehabt. Wäre die schwere Maschine auf ihm gelandet, ginge es ihm jetzt nicht so gut. Aber auch so fühlten sich alle seine Knochen an, als wären sie zerbrochen.

Trotzdem stemmte er sich hoch. Er mußte wissen, wem er dieses unfreiwillige Ende der Fahrt verdankte, ob es wieder einmal ein Dämon war, der ihn auf diese Weise erledigen wollte.

Als er sich stöhnend aufrichtete, sah er einen roten Sportwagen quer auf der Straße stehen. Soeben stiegen ein Mann und eine Frau aus. Der

Mann hatte den Wagen gefahren.

Den anderen Motorradfahrern war nichts passiert. Sie saßen ab. Vier liefen auf Suko zu, zwei kümmerten sich um Dellas Motorrad. Suko kam aus eigener Kraft auf die Beine und stakste zur Straße zurück.

»Du kannst es wohl nicht erwarten, bis du uns beide umbringst!« schrie die Frau soeben ihren Begleiter an. »Genügt dir dieses Vieh nicht? Muß es jetzt auch noch der Wagen sein?«

»Ach, hör doch auf!« schrie der Mann zurück. »Du hättest ja zu Hause bleiben können, wenn du Angst hast! Ich habe dich nicht gezwungen, mit mir zu kommen!«

Die Augen der Frau blitzten auf. »Ja, Clout, ich habe Angst! Das weißt du! Ich habe aber auch Angst um dich, und deshalb begleite ich dich! Der Wolf…«

»Schon gut!« sagte ihr Mann hastig, aber das Wort war heraus.

Suko schnappte es auf. »Reden wir nicht mehr darüber, daß Sie wie ein Irrer auf der falschen Straßenseite rasen. In Großbritannien gilt immer noch der Linksverkehr, wenn Sie das vergessen haben sollten.«

Der Fahrer des Sportwagens, ein kräftiger Mann Mitte Dreißig mit eng beisammenstehenden Augen und einem kantigen Kinn, wollte etwas sagen, doch Suko winkte ab und ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Was war das mit dem Wolf?« erkundigte er sich. »Was haben Sie mit der Bestie zu tun?«

»Nichts, gar nichts«, murmelte der Mann. »Vielen Dank für Ihre Großzügigkeit. Ich ersetze natürlich jeden Schaden.«

»Spuck nicht so große Töne«, fauchte ihn seine Frau an. »Womit willst du bezahlen? Du willst einen Wolf fangen, damit dein Geschäft wieder läuft! So ist es!«

Der Mann zischte ihr wütend eine Grobheit zu, die Suko gar nicht gefiel, aber er war nicht für den Ehestreit anderer Leute zuständig.

»Wenn Sie den Wolf jagen wollen«, sagte er jedoch, denn dafür war er zuständig, »dann schlagen Sie es sich aus dem Kopf. Der ist etliche Nummern zu groß für Sie!«

»Ich bin Clout Hemmings!« Der Mann warf sich in Positur. »Ich war Großwildjäger und leite jetzt meinen eigenen Safaripark hier in der Nähe.«

»Dann leiten Sie«, sagte Suko gereizt. Die Sturheit dieses Mannes ging ihm auf die Nerven. »Leiten Sie, was Sie wollen, nur lassen Sie den Wolf in Ruhe! Wie alt sind Sie?«

»Sechsunddreißig«, antwortete Clout Hemmings verblüfft.

»Wollen Sie wirklich schon mit sechsunddreißig sterben?« Suko schüttelte den Kopf. »Überlassen Sie den Wolf den Spezialisten.«

Er hatte seine Pflicht getan und die Leute gewarnt. Die Wahrheit brauchte er ihnen nicht zu sagen, sie hätten ihm sicher nicht geglaubt.

Als er sich abwandte, hörte er, wie Hemmings hinter ihm murmelte: »Eingebildeter gelber Affe!«

Suko war nicht beleidigt. Dummer Bemerkungen wegen legte er sich mit niemandem an. Darüber hörte er hinweg.

Zu dritt holten die Flying Scotsmen Dellas Kawasaki auf die Straße zurück. »Fast nichts passiert«, stellte Tom Meredith fest. »Du kannst sogar weiterfahren.«

Suko nickte und startete. Es klappte erst beim fünften Versuch.

Suko nickte und startete. Es klappte erst beim fünften Versuch. Die Maschine hatte also doch etwas abbekommen, und der Scheinwerfer war auch im Eimer, aber das Ding fuhr tatsächlich noch.

Noch bevor sich der Pulk der Motorräder in Bewegung setzte, raste der rote Sportwagen mit durchdrehenden Rädern los.

»Der kann gar nicht schnell genug in den Tod laufen«, sagte Suko bitter, schloß seinen Helm und gab Gas.

Tom setzte sich wieder an die Spitze. Die Ruine verschob Suko auf später. Noch saß ihm der Schreck in den Knochen.

Sie bogen auf eine schmale Seitenstraße ein. Und da wäre es beinahe zum zweitenmal zu einem Unfall gekommen.

Suko bremste nämlich so überraschend, daß die Kawasaki ausbrach. Er fing sie zwar geschickt wieder ab, doch der nachfolgende Fahrer prallte gegen das Hinterrad.

Suko achtete kaum darauf. Er blickte starr zu einem Hügel in der Nähe.

Nun wurden auch die Flying Scotsmen auf die einsame Gestalt auf dem Hügel aufmerksam.

»Allmächtiger«, flüsterte Tom Meredith mit blutleeren Lippen. Er deutete mit zitternder Hand auf den Jungen mit dem Halstuch, der unverwandt zu ihnen herüberblickte. »Das… das ist … Pete MacCranter! Suko, der ist doch tot!«

Suko preßte die Lippen aufeinander. Also ein Untoter! Der Prediger der Hölle war ein Untoter. Deshalb auch das Halstuch. Es verbarg die Bißwunde im Nacken.

Bevor Suko einen Entschluß faßte, tauchte noch eine Gestalt auf. Ein riesiger Wolf, doppelt so groß wie normale Tiere dieser Gattung. In weiten Sätzen jagte er auf dem Hügelkamm entlang, so daß er auf große Entfernungen deutlich zu sehen war.

Und noch jemand erschien auf der Bildfläche, den Suko weit weg gewünscht hätte.

Clout Hemmings in dem roten Sportwagen.

Suko sah das bleiche, verstörte Gesicht von Mrs. Hemmings und wußte, daß es kritisch wurde. Alles trieb auf eine Katastrophe zu.

***

Am liebsten hätte ich der Familie MacCranter verschwiegen, was ich herausgefunden hatte. Aber das durfte ich nicht. Vielleicht kam ihr untoter Sohn auch zu ihnen. Dann mußten sie wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

»Dieser Wolf«, begann ich vorsichtig, »ist kein Tier. Er verdankt seine Entstehung einer bösen Macht, einer…«

»Es ist der Fenris-Wolf«, unterbrach mich Mrs. MacCranter. Sie hatte sich so weit erholt, daß sie ruhig sprechen konnte. »Wir kennen die alten Sagen, Mr. Sinclair. Er ist ein böser Geist, ein Dämon.«

Ihr Mann nickte bestätigend, während ihre Töchter sich ängstlich näher zusammendrängten. Unwillkürlich dachte ich an Schafe, die ich draußen auf den Weiden gesehen hatte. Die Herde hielt zusammen, wenn der Feind kam.

Das Wissen dieser Leute erleichterte mir meine schwere Aufgabe nur wenig. »Ich werde alles tun«, versprach ich, »daß Ihr Sohn bald Ruhe findet.«

Es dauerte fast eine volle Minute, bis sie begriffen, was ich damit ausdrückte. Sie starrten mich so entsetzt an, daß ich mich abwenden mußte.

»Ich versichere Ihnen, daß ich mit Ihnen fühle«, sagte ich heiser und kam mir schrecklich hilflos vor. Meine Worte konnten die verzweifelten Eltern und Geschwister nicht trösten. »Leider stimmt es. Ihr Sohn Pete ist tot, aber er zieht durch diese Gegend und verkündet, daß von dem Fenris-Wolf die Hoffnung für die Menschheit ausgeht. Er hat offenbar den Auftrag, den Leuten die Scheu vor der Bestie zu nehmen, damit sie leichter eine Beute des Dämons werden.«

Sie sagten nichts. Das Grauen hinderte sie am Sprechen, aber ich hörte das leise Schluchzen der Frauen. Als ich ihnen einen Blick zuwarf, sah ich Mr. MacCranter am Fenster stehen. Seine Schultern zuckten. Er wollte aus falschem Stolz seine Tränen nicht zeigen.

»Ich muß es Ihnen sagen, damit Sie gewarnt sind, falls Pete noch einmal herkommt.« Es war nun besser, sie erfuhren alles auf einmal. »Lassen Sie ihn auf keinen Fall eintreten. Sichern Sie Ihr Haus ab.« Ich warf einen Blick durch die offene Tür in das angrenzende Schlafzimmer. An der Wand hing ein Kreuz. »Damit können Sie etwas erreichen. Besorgen Sie sich Weihwasser. Haben Sie Telefon?«

Mr. MacCranter deutete auf die Wand neben der Tür. Jetzt erst bemerkte ich den altmodischen Apparat, bei dem nur die Hörmuschel abnehmbar war.

»Rufen Sie sofort im Hotel oder bei der Polizei an, sobald Sie Pete sehen«, bat ich. »Es geht um Ihr Leben. Schlagen Sie meine Warnung nicht in den Wind!«

Die eine Tochter – ich wußte ihren Namen nicht – hob den Kopf.

»Gehen Sie endlich!« rief sie. »Sehen Sie denn nicht, daß meine

Eltern nicht mehr können?«

Ich nickte und verzichtete auf jedes weitere Wort. Ich zog die Tür auf und wollte soeben ins Freie treten, als ein langgezogenes Heulen erscholl.

Gleich darauf krachten zwei Schüsse.

Drinnen im Haus erklangen schrille Schreie. Die MacCranters hatten das Heulen ebenfalls gehört. Die Erinnerung an die fürchterlichen Minuten brach bei ihnen durch.

Ich hetzte zu meinem Bentley. Della Bride saß schon wieder in meinem Wagen. Sie hatte offenbar keine Lust gehabt, noch länger in dem Haus zu bleiben, in dem das Unglück passiert war. Ich hatte gar nicht gemerkt, daß sie hinausgegangen war.

»Ist das der Wolf?« rief sie mir schaudernd zu, als ich mich hinter das Steuer schwang.

»Steigen Sie aus!« forderte ich sie auf. »Schnell!«

Doch sie schüttelte den Kopf. »Ich bleibe bei Ihnen. Fahren Sie! Das kam aus der Richtung der Hauptstraße! Dort sind meine Freunde!«

Ich fuhr los, aber ich warnte sie. »Ganz gleich, was passiert, bleiben Sie im Wagen, Della! Sollte Pete auftauchen, verriegeln Sie die Türen von innen!«

»Pete?« rief sie überrascht.

Ich antwortete nicht, sondern konzentrierte mich auf die Straße. Sie war vom Regen glatt. An manchen Stellen war sie auch überflutet, weil das Wasser nicht mehr abfließen konnte.

Der Bentley rauschte mit hohen Fontänen durch einen wahren Teich, aber dem Motor machte es nichts aus. Wertarbeit.

Noch eine Kurve, dann sah ich den Wolf.

Und ich sah, daß ich zu spät kam, um rechtzeitig einzugreifen. Die Lage war mehr als unübersichtlich.

An der Einmündung der Neben- in die Hauptstraße saßen die Flying Scotsmen auf ihren Motorrädern. Suko war bei ihnen. Ich erkannte ihn sofort, weil er keine Lederkleidung trug.

Hinter den Motorrädern stand ein roter Sportwagen, an dem eine große, schlanke Frau lehnte. Ein Mann mit einem Gewehr hetzte den Hügel hinauf, auf dessen Kuppe der Wolf und Pete MacCranter standen.

Ein feines Gespann!

Suko legte beide Hände wie einen Trichter an den Mund und brüllte etwas hinter dem Mann her, der sich jedoch nicht darum scherte.

Mit kreischenden Reifen brachte ich den Bentley zum Stehen und sprang ins Freie. Della stieg ebenfalls aus.

»Er will den Wolf fangen!« rief Suko mir zu. Er deutete auf den Mann, der den Hügel bereits halb erklommen hatte. »Er hört nicht auf mich!«

»Bleib hier«, sagte ich nur und rannte los, dem Mann hinterher, der verloren war, wenn ich ihn nicht rettete.

Suko mußte bei den anderen bleiben, weil sie sich nicht gegen den Wolf wehren konnten. Falls Fenris einen Bogen schlug, konnte er ohne Suko unter den Flying Scotsmen reiche Beute halten.

Ich sank bis zu den Knöcheln ein. Die Wiese, die sich den Hang hinaufzog, war mehr ein Sumpf. Jeder Schritt fiel mir schwer. Es schmatzte, wenn ich den Fuß wieder heraus zog. Beinahe hätte ich einen Schuh verloren. Meine Hose war schon bis zu den Knien naß.

»Stehenbleiben!« schrie ich, doch der Mann lief weiter.

Er hatte Kondition, das mußte ich ihm zugestehen, aber mit seinem Gewehr hätte er nur einen normalen Wolf erlegen können, niemals Fenris, den Dämonenwolf.

Der Mann mußte von seiner Idee besessen sein, sonst hätte er stutzig werden müssen, daß neben dem Wolf ein junger Mann stand, als wäre es ein Cockerspaniel und keine mordende Bestie! Doch der Mann kannte nur sein Ziel, den Wolf zu fangen.

Ich hielt mich seitlich, damit ich freies Schußfeld hatte. Endlich war ich nahe genug heran und blieb stehen.

Meine Hand flog an die Beretta mit den geweihten Silberkugeln. Wenn ich Fenris damit schon nicht töten konnte, würde ich ihn wenigstens verjagen.

Dachte ich.

Der Wolf schien meine Absicht zu durchschauen, denn im nächsten Moment war er verschwunden, ebenso Pete.

Schon hielt ich den unvorsichtigen Sonntagsjäger für gerettet, als Suko die Hupe des Bentley gellen ließ.

Ich wirbelte herum, doch da war es bereits zu spät.

***

Fenris, der Dämonenwolf, und Pete MacCranter, sein untoter Helfer, hatten sich getrennt. Mit atemberaubender Schnelligkeit hatten sie den Hügel umgangen und tauchten gleichzeitig vor und hinter mir auf.

Von vorne griff der Fenris-Wolf den Jäger an. Ich konnte nicht schießen. Der Mann stand im Weg.

Von hinten schnellte sich Pete auf mich.

Ich kreiselte zu ihm herum und riß die Hand mit der Beretta hoch.

Er flog durch die Luft und trat nach meiner Waffe. Es fühlte sich an, als wäre meine Hand von einer Gewehrkugel getroffen worden. Mit einem Schrei ließ ich los. Die Beretta wirbelte in hohem Bogen durch die Luft.

Pete rannte mich über den Haufen. Mit seinem ganzen Gewicht riß er mich von den Beinen und sprang über mich hinweg, als ich stürzte. Im

Fallen griff ich nach seinen Beinen, bekam sie jedoch nicht zu fassen. Dieser Untote war unwahrscheinlich schnell, keine Spur von der Trägheit, die ich manchmal bei anderen wandelnden Leichen erlebt hatte. Mit katzenhafter Gewandtheit drehte er sich wieder zu mir herum und trat nach meinem Gesicht.

Ein Grasbüschel rettete mich. Seine Schuhspitze prallte dagegen.

Schlamm und Erde spritzten mir ins Gesicht, aber der eigentliche Tritt wurde abgefälscht und sauste an meinem Kopf vorbei.

Und dann war ich auch wieder da.

Ich hatte mir gemerkt, wo meine Beretta ins Gras gefallen war, ein Stück den Hang hinauf. Mit drei Sprüngen erreichte ich die Stelle. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie der Jäger sein Gewehr auf den Dämonenwolf anlegte und abdrückte.

Die Schüsse brüllten auf, beide Kugeln trafen Fenris mitten in die Brust.

Die Bestie wurde durch die Wucht der Einschüsse zurückgeschleudert.

Die Kugellöcher schlossen sich jedoch sofort wieder.

Der Jäger blieb benommen stehen. Das war sein Verhängnis. Wäre er jetzt geflohen, hätte er vielleicht noch eine Chance gehabt. Er war jedoch so von seinem Erfolg überzeugt, daß er sich nicht rührte.

Meine Beretta! Sie mußte hier irgendwo liegen.

Mit einem Schrei, der wie das Fauchen eines wilden Tieres klang, stürzte sich der Untote wieder auf mich. Er hatte meine Absicht erkannt und wollte sie durchkreuzen.

Mit einem Hechtsprung brachte er sich zwischen mich und meine Waffe, die ich genau in diesem Moment entdeckte. Ich kam nicht an die Beretta heran, aber ich faßte unter mein Hemd und zog mein Silberkreuz hervor. Es trug die Symbole der vier Erzengel und war eine der mächtigsten Waffen gegen das Böse.

Auf diese Entfernung – Pete stand drei Schritte vor mir – konnte ich den Untoten nicht bannen und besiegen, aber er wurde von der Macht des Kreuzes geblendet. Als leuchtete ich ihm mit einem grellen Scheinwerfer in die Augen, schloß er die Lider und hielt abwehrend die gespreizten Finger vor die Augen.

Hinter mir ertönte ein grauenhafter Schrei, ein röchelndes Fauchen folgte. Plötzlich war die Luft von vielstimmigem Geschrei erfüllt. Die Menschen unten auf der Straße schrien sich ihr Entsetzen von der Seele.

Ich konnte nicht beobachten, was in diesen Sekunden mit dem Jäger passierte, aber ich konnte es mir denken. Der Fenris-Wolf stürzte sich auf den Wehrlosen, nachdem die Kugeln das Untier nicht getötet hatten.

Ich mußte schnellstens meine Beretta in die Finger bekommen, damit

ich dem Spuk ein Ende machen konnte.

Mit einem Satz schnellte ich mich auf den Untoten zu. Pete wich genau so schnell zurück. Das Kreuz blendete ihn zwar, aber es nahm ihm nichts von seiner Beweglichkeit.

Er schrie schmerzlich auf, als die Ausstrahlung des Guten für einen Moment zu stark wurde. Er unternahm einen Verzweiflungsangriff und warf sich noch einmal gegen meine Beine. Gleichzeitig bekam ich einen Treffer in die Magengegend.

Der Schmerz überschwemmte mich wie eine heiße Welle. Ich klappte wie ein Taschenmesser zusammen. Vor meinen Augen stiegen schwarze und rote Nebel auf und verhüllten die Sicht.

Schwer stürzte ich auf die Wiese und blieb keuchend liegen. Nur nicht das Kreuz loslassen! Es war meine letzte Chance!

Wieder krachten Schüsse, ohne daß ich feststellen konnte, woher sie kamen. Ich wartete auf den nächsten Angriff des Untoten. Er konnte mich in aller Ruhe erledigen, weil ich zu keiner Gegenwehr mehr fähig war. Der Treffer war so gemein gewesen, daß ich nur mit Mühe atmen konnte.

»He, John, steh auf!« rief Suko ganz in meiner Nähe.

Ich schüttelte den Kopf und zwang mich dazu, ein paarmal tief durchzuatmen. Mein Magen revoltierte, aber ich schaffte es, mich wenigstens aufzusetzen. Dämonenwolf und lebender Leichnam waren verschwunden.

Doch nicht ganz! Soeben tauchten sie hinter einem weit entfernten Hügel noch einmal auf und waren gleich darauf ganz weg.

Suko hatte mich gerettet!

»Ich mußte die Leute unten auf der Straße allein lassen«, sagte mein chinesischer Freund und zuckte die Achseln, als müßte er sich dafür entschuldigen, daß er mich vor dem Untoten bewahrt hatte. Er steckte seine Waffe weg. »Die beiden haben Fersengeld gegeben, bevor ich ihnen mit den Silberkugeln wirklich unangenehm werden konnte. Fenris wird von ihnen zwar nicht getötet, aber ein paar geweihte Silberkugeln im Leib sind für ihn auch nicht angenehm. Und Pete muß sich vor dem Silber hüten.«

»Ich weiß.« Ich nickte und versuchte ein dankbares Lächeln. Es wurde eine restlos verunglückte Grimasse. »Danke, Suko! Das war knapp! Was ist mit dem Jäger?«

Suko trat einen Schritt zur Seite. Ich stieß einen erstickten Schrei aus, als ich den Mann entdeckte.

Er lag reglos im Gras. Auf den ersten Blick meinte ich, er wäre tot, aber dann hörte ich sein Stöhnen.

Die Flying Scotsmen hasteten den Hang herauf. Die Begleiterin des Jägers war bei ihnen.

Der Jäger war schauerlich zugerichtet. Es gab kaum eine heile Stelle

an seinem Körper, vielleicht noch am Rücken, auf dem er lag. Sein Gesicht war zerschunden, seine Kleider färbten sich rot.

»Der Wolf hätte ihn um ein Haar zerrissen.« Suko schüttelte sich. »Eine gräßliche Bestie. Weißt du aber, was ich glaube, John? Der Wolf ist wie alle Dämonen besonders nachts stark.«

Ich raffte mich auf. Noch mußte ich leicht gekrümmt stehen und die Hand auf den Magen pressen.

»Du meinst«, murmelte ich, »daß er nachts stärker ist als jetzt. Dann wird er auch bestimmt von Tag zu Tag kräftiger, sonst hätte er uns schon letzte Nacht vernichtet.«

Aufschluchzend stürzte sich die Frau auf den Verletzten und sank neben ihm auf die Knie. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie auf ihn hinunter.

Suko unterrichtete mich mit ein paar Worten. »Er muß sofort in ein Krankenhaus«, fügte er hinzu. »Soll ich nach Rranlin fahren und einen Krankenwagen anfordern?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das dauert zu lange. Wir bringen ihn weg.«

Nach einer flüchtigen Untersuchung wußte ich, daß wir ihn transportieren konnten. Er hatte keine Knochenbrüche, wahrscheinlich auch keine inneren Verletzungen. Aber zahlreiche Biß- und Kratzwunden waren so tief, daß uns der Mann unter den Händen verblutet wäre, hätten wir auf einen Krankenwagen gewartet.

Die Flying Scotsmen halfen sofort mit. Jeweils zwei reichten einander die Hände und verschränkten sie so ineinander, daß aus ihren Armen eine provisorische Trage wurde. Suko und ich legten den Verletzten vorsichtig darauf. Suko ging voran und verhinderte, daß der Jäger von den Armen der jungen Männer rutschte.

Marga Hemmings, wie die Frau des Wildparkbesitzers hieß, wandte sich an mich, als wir ihren Mann in den Bentley hoben. »Das war kein gewöhnlicher Wolf, nicht wahr?« fragte sie mit einer Stimme, die mich aufhorchen ließ.

»Nein, Mrs. Hemmings«, antwortete ich knapp. »Das hat mein Freund Ihnen und Ihrem Mann klarzumachen versucht.«

Ich hatte keine Zeit, mich weiter um die Frau zu kümmern. Clout Hemmings mußte schnellstens ins Krankenhaus. Aber mir hatte der Ton nicht gefallen, in dem sie sich nach dem Dämonenwolf erkundigt hatte.

»Paß auf sie auf«, flüsterte ich Suko zu. »Ich glaube, sie ist zu einer Dummheit fähig.«

»Schon gut, John, keine Sorge«, erwiderte Suko.

Ich sah im Rückspiegel, wie er mit Mrs. Hemmings zu ihrem roten Sportwagen ging und sich hinter das Steuer schwang. Auf der Hauptstraße holten sie mich wieder ein und folgten mir durch Rranlin hindurch.

Das Krankenhaus lag in Inverness, und bis dorthin war es ein ganzes Stück. Clout Hemmings erwachte nicht aus seiner Bewußtlosigkeit, bis ich ihn in der Notaufnahme ablieferte.

Suko kam zu mir. »Mrs. Hemmings bleibt bei ihrem Mann«, meldete er.

»Sie macht einen recht vernünftigen Eindruck.«

Wir warteten ab, bis die Ärzte eine erste Diagnose stellten. Danach würde Clout Hemmings durchkommen, auch wenn er durch den enormen Blutverlust sehr geschwächt war.

Beruhigt kehrten wir nach Rranlin zurück. Dort wurden wir dringender gebraucht als hier.

Als erstes rief ich Bill Conolly an. Er meldete, daß unsere Frauen von Paris aus mit ihm gesprochen hatten.

»Es geht ihnen gut, und sie haben viel Spaß, lassen sie dir ausrichten«, sagte Bill und lachte leise. »Und wie geht es euch?«

»Wir haben auch viel Spaß«, erwiderte ich grimmig und gab ihm einen kurzen Überblick. »Wenn Jane wieder bei dir anruft, kannst du ihr ausrichten, daß wir den reinsten Erholungsurlaub genießen.«

»Wird gemacht, John«, rief Bill lachend. »Bis zum nächsten Mal! Grüß Suko von mir! Und faulenzt nicht zu viel. Müßiggang ist aller Laster Anfang, du weißt ja.«

»Ich lache mich gleich tot«, antwortete ich grinsend und ging mit Suko zu einem verspäteten Mittagessen.

Dämonenwolf oder nicht, wir mußten etwas in den Magen bekommen, damit wir nicht im entscheidenden Moment schlappmachten. Und dieser entscheidende Moment stand uns noch bevor.

***

»Es geht doch nichts über ein gutes Essen«, sagte ich behaglich und streckte meine Beine unter dem Tisch aus. »Wäre schön, wenn wir jetzt tatsächlich Urlaub hätten.«

»Haben wir aber nicht«, konterte Suko trocken.

»Du hast wohl überhaupt keine Fantasie, nicht wahr?« fragte ich kopfschüttelnd.

»Nicht, wenn ich den Dämonenwolf aus nächster Nähe gesehen habe«, erwiderte er und blickte an mir vorbei. »Dein Typ wird übrigens verlangt.«

Ich drehte mich um. Della Bride stand am Eingang des Speisesaals und sah sich suchend um. Oder sie hatte uns schon längst entdeckt und genoß nur die Blicke der Männer. Unser Hotel besaß gleichzeitig das einzige Restaurant am Platz. Dementsprechend war es auch gut besucht. Und Della bot einen Anblick, für den es sich lohnte, daß man zweimal hinsah.

Sie hatte sich aus ihrer Lederkluft geschält und trug jetzt einen Jeansanzug. Darin sah sie zwar auch sehr lässig aber gleichzeitig auch verführerisch aus. Die schwarzen Haare hingen ungezügelt auf ihren Schultern. Ihre Lippen waren zu einem leicht spöttischen Lächeln geöffnet, als amüsiere sie sich über die interessierten und eindeutigen Blicke der Leute, die sich sonst über sie als Motorradfan den Mund zerrissen.

Mit energischen und aufreizenden Schritten kam sie an unseren Tisch und setzte sich unaufgefordert.

»Und wie geht es weiter?« fragte sie ohne Einleitung.

»Sie lieben das Unkonventionelle, Della, nicht wahr?« erwiderte ich amüsiert.

»Aber ja, John! Sie sind unkonventionell!«

»Oh, Mann«, murmelte Suko und hatte Mühe, ein breites Grinsen zu unterdrücken. »Oberinspektor müßte man sein.«

»Mir gefällt nicht der Bulle, mir gefällt der Mann«, versetzte Della scharf. Sie hatte Haare auf den Zähnen, so hübsch sie auch war. »Ich möchte wissen, was Sie gegen den Wolf unternehmen werden, John. Oder wollen Sie hier in unserem schönen Kaff auf Ihre Pensionierung warten?«

»Wohl kaum.« Ich starrte auf meinen leeren Teller. »Soll ich ehrlich sein, Della? Wir wissen bisher nur, daß wir es mit Fenris zu tun haben, dem sagenumwobenen Dämonenwolf, der schon in der nordischen Mythologie auftaucht. Und wir wissen, daß er sich einen Helfer besorgt hat.«

»Pete«, ergänzte sie. Ihre Augenbrauen schnellten fragend hoch. »Na und? Ist das alles?«

Ich nickte. »Das ist alles.«

»Sie machen mir Spaß!« Della sprach so laut, daß sich die anderen Gäste nach uns umdrehten. Ich war ihr dankbar, als sie gleich darauf ihre Stimme dämpfte. »Sie müssen etwas tun! Ich bin sicher, daß der Wolf heute nacht wiederkommt! Wollen Sie zusehen, wie er sich neue Opfer sucht?«

»Natürlich nicht«, wehrte ich ab. »Wir überlegten soeben, was wir unternehmen können.«

»Dann überlegen Sie mal«, forderte sie mich auf.

»Sie wollen doch nicht mitmachen?« fragte ich erschrocken. »Das ist viel zu gefährlich.«

»Weil ich eine Frau bin?« fragte sie kampflustig.

»Es ist für alle gleich gefährlich«, erwiderte ich gereizt. Langsam ging sie mir auf die Nerven. »Überlassen Sie es doch uns! Wir sind Spezialisten.«

Della schüttelte hartnäckig den Kopf. »Es war noch nie meine Art, einfach abzuwarten und andere Leute machen zu lassen. Ich habe

immer alles selbst in die Hand genommen. Meine Mutter behauptet von mir sogar, daß ich schon bei meiner Geburt recht widerspenstig war. Ich soll angeblich die Hebamme in den Finger gebissen haben, aber das halte ich für ein Gerücht.«

»Wenn ich Sie so ansehe, ist es bestimmt kein Gerücht«, murmelte ich mit einem tiefen Seufzer.

Suko gab mir mit den Augen einen Wink. »Sie können uns helfen, Della«, lenkte er ein. »Ich habe auf der Fahrt zu dem Haus der MacCranters eine Ruine gesehen. Was wissen Sie darüber?«

Ich horchte auf, weil Ruinen für uns schon oft Angelpunkte gewesen waren.

Della winkte abfällig. »Uninteressant«, meinte sie. »Das Ding hat nicht einmal einen Namen. Ist schon seit Jahrhunderten nicht mehr bewohnt. Es stürzte so um die Jahrhundertwende ein. Dort hält sich niemand auf.«

»Wir sehen es uns trotzdem einmal an«, sagte ich und hoffte, sie auf diese Weise endlich loszuwerden. Und selbst wenn sie sich an uns hängte, konnte ihr nicht viel passieren. Fenris und sein Helfer hatten sich bisher auf das Haus der MacCranters konzentriert.

»Ich zeige Ihnen den Weg«, erklärte Della sofort in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Wir fügten uns in unser Schicksal.

Nachdem ich mich mit meinen Waffen aus dem Einsatzkoffer versorgt hatte, ließ ich Suko und Della in den Bentley klettern und machte mich auf den Weg. Wir mußten einen weiteren Umweg einschlagen, weil die Ruine nur auf einem schmalen Holperpfad zu erreichen war, der fünf Meilen hinter Rranlin abzweigte.

Auch an diesem Nachmittag regnete es, als sollte Schottland ins Meer gespült werden. Suko und ich hatten unser Ölzeug dabei, und Della borgte ich einen Schirm.

Der Regen peitschte, von einem scharfen Wind getrieben, fast waagrecht durch die Luft, als wir zwischen mannshohen Unkrautstauden hindurchkrochen und den ehemaligen Innenhof der Burg erreichten.

Ein einziger Rundblick genügte, um alles zu sehen. Wir drängten uns in den Windschatten der letzten stehengebliebenen Mauer.

»Prachtvolles Schloß!« rief Suko grinsend. »Wäre das nicht etwas für uns?«

Ich zuckte die Schultern. »Reichlich viel zu renovieren, bevor es bezugsfertig ist!«

Es würde nur mehr wenige Jahrzehnte, vielleicht sogar nur noch Jahre dauern, bis die Natur das menschliche Bauwerk vollständig zum Verschwinden brachte. Schon jetzt konnte ich den Grundriß nur ahnen, weil alles von Schutt und Pflanzen verdeckt wurde.

Doch dann stutzte ich. Am Fuß der gegenüberliegenden Mauer entdeckte ich ein dunkles Loch, groß genug, um einen Erwachsenen durchzulassen. Ich untersuchte es näher, holte eine Taschenlampe aus dem Bentley und leuchtete in die Öffnung.

Suko pfiff durch die Zähne, und ich überlegte blitzschnell. Es war ein schräg in die Tiefe führender Stollen!

»Den sehe ich mir an«, erklärte ich, ließ mich mit den Füßen voran durch die Öffnung gleiten und rutschte abwärts. Schon nach wenigen Sekunden erreichte ich eine Stelle, an der ich aufstehen konnte.

Della und Suko folgten mir. Suko sah meinen Blick zu dem Girl und zuckte die Schultern. Er hatte sie nicht zurückhalten können.

Der Stollen ging in eine Steintreppe über, die ihrerseits in einem Gewölbe endete. Wasser lief die Wände entlang und tropfte von der Decke. Der ehemalige Keller der Burg war vollständig leer und genau wie das ganze Bauwerk verhältnismäßig klein. Hier unten versteckte sich niemand.

Trotzdem machten wir eine sensationelle Entdeckung.

»Nicht näher rangehen!« warnte ich Della, als sie auf einen Torbogen zuschritt, der in die Unendlichkeit zu führen schien.

Zwischen den Säulen erblickten wir tiefste Schwärze, die sogar das Licht meiner Taschenlampe schluckte. Hinter dem Tor gab es absolut nichts.

»Was – was ist das?« fragte Della stockend.

»Ein Dimensionstor«, sagte Suko tonlos.

»Der Zugang zu einer anderen Welt«, ergänzte ich. »Der Welt des Bösen!«

***

Erschrocken wich Della Bride ein paar Schritte zurück. »Welt des Bösen?« fragte sie stockend. »Wie meinen Sie das?«

Ich antwortete nicht sofort. Zuerst mußte ich meine Überraschung überwinden, ein solches Tor in dieser scheinbar so unbedeutenden Ruine vorzufinden. Es war nicht das erste Mal, daß ich ein Dimensionstor sah. Ein eisiger Hauch wehte uns entgegen. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, vor einem bodenlosen Abgrund zu stehen, der eine unbeschreibliche Anziehungskraft ausübte. Besorgt musterte ich meine Begleiter. Ich war stark genug – innerlich stark –, um diesem lautlosen Lockruf zu widerstehen.

Auch Suko schaffte es, obwohl er ein angestrengtes Gesicht machte. Della preßte sich zitternd gegen die Rückwand des Gewölbes. Sie fühlte offenbar sehr deutlich, wie gefährlich dieses Tor war.

»Es gibt jenseitige Welten«, erklärte ich ihr knapp. »Viele sogar. Ich kenne sie nicht alle.« Dabei verzichtete ich darauf, ihr zu erzählen, daß ich schon ›drüben‹ gewesen war. Es spielte für sie keine Rolle.

»Hinter diesem Tor lauern unsere Feinde. Sie können zu uns kommen, und wir können das Tor auch zu ihnen durchschreiten. Aber wer das tut, ist verloren.«

Suko räusperte sich vielsagend. »Nun wissen wir, woher der Dämonenwolf gekommen ist, John«, murmelte er. »Er wurde von den höllischen Mächten durch dieses Tor in unsere Welt geschickt. Hier soll er Kraft sammeln, um den Mächten des Bösen bei ihrem Kampf zu helfen.«

Ich nickte. »Wir wissen, woher der Fenris-Wolf gekommen ist, aber nicht, wohin er geht und wie wir ihn vernichten können.«

Wir waren beide innerlich zum Zerreißen angespannt. Jeden Moment konnte es in der schwarzen Toröffnung flimmern und ein Dämon erscheinen, um uns hier unten zu erledigen oder uns auf die andere Seite des Tors zu zerren.

Die andere Seite des Tors…

Nachdenklich starrte ich in die Schwärze der fremden Dimension. Ich war bereits im Reich der Dämonen gewesen und war auch wieder zurückgekommen. Der Dämonenwolf war gegen meine Silberkugeln nicht immun, starb jedoch nicht an ihnen. Und ich wußte nicht, ob ich ihn mit meinen anderen Waffen vernichten konnte.

Sollte ich den Schritt wagen und auf der anderen Seite des Dimensionstors nach einem Hinweis forschen, wie ich dem Wolf beikommen konnte?

»Du willst doch nicht hinübergehen, John?« fragte Suko leise. Er hatte meine Gedanken erraten. »Ich kann dir von hier aus keine Rückendeckung geben. Du wärst ganz auf dich allein angewiesen.«

»Das schon, aber es hat früher schon geholfen«, erwiderte ich.

»Erinnere dich nur an den Fall mit…«

Ich konnte nicht weitersprechen. Unbewußt hatte ich während der letzten Worte das silberne Kreuz unter meinem Hemd hervorgezogen und damit gespielt. Erst jetzt merkte ich es.

Das Kreuz erwärmte sich sehr stark in meiner Hand. Das tat es immer, wenn es mit dämonischen Mächten zusammentraf.

Ehe ich es verhindern konnte, zuckte aus dem Kreuz ein greller, bläulich weißer Blitz und schlug mitten in das Dimensionstor ein. Die Abwehrkräfte des Guten waren ohne mein Zutun aktiv geworden.

Der eine Blitz aus meinem Kreuz löste eine Kettenreaktion innerhalb des Dimensionstors aus. Nach allen Seiten schossen feurig rote Blitze, daß sie ein Adergeflecht bildeten. Einige besonders dicke und grelle Lichtstränge jagten in die Unendlichkeit hinein und verloren sich in unabschätzbarer Ferne.

Wie bei einem deckenhohen Spiegel, in dessen Mittelpunkt eine Revolverkugel einschlug, bildeten sich Sprünge in dem Dimensionstor. Die Risse verbreiterten sich, bis sie die gesamte Schwärze verdrängten.

Innerhalb weniger Sekunden sahen wir zwar noch den Torbogen, dahinter natürlich gewachsenen Fels.

Das Tor zur anderen Welt existierte nicht mehr.

»Ich glaube, John, dein Kreuz hat dich vor einer großen Unvorsichtigkeit bewahrt«, sagte Suko erleichtert.

Ich war unzufrieden. Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte das Wagnis auf mich genommen und Hinweise erhalten, wie Fenris vernichtet werden konnte.

»John!« Dellas Stimme klang erstickt. »John, bringen Sie mich hier raus! Bitte! Schnell! Ich halte es nicht mehr aus!«

In den letzten aufregenden Minuten hatte ich das Girl doch tatsächlich vollständig vergessen, so sehr hatte mich das Dimensionstor beschäftigt.

Ich drehte mich hastig zu ihr um und leuchtete ihr ins Gesicht. Es war leichenblaß. Die Nervenanspannung war zu viel für sie.

»Wir gehen«, sagte ich und stützte sie.

»Ich krieche voran«, bot Suko an, als die Treppe endete.

»Wenn Sie dann nicht mehr können, Della, halten Sie sich an meinem Bein fest, und ich ziehe Sie!«

Sie nickte und lehnte sich gegen mich. Diesmal war es kein Annäherungsversuch, sondern Schwäche.

Schon bückte sich mein Freund, um in den engen Schlauch einzudringen, als ich ein schmatzendes Geräusch hörte.

Mit einem Satz schnellte ich mich die halbe Treppe hinunter und riß Della mit mir.

»Zurück, Suko!« schrie ich meinem Freund zu.

Im nächsten Moment passierte es. Suko brachte sich noch rechtzeitig in Sicherheit, bevor der Stollen einstürzte. Ein bräunlicher Schwall schoß uns entgegen, packte Suko und schleuderte ihn auf mich. Wir verloren das Gleichgewicht und stürzten. Ich klammerte mich an meiner Taschenlampe fest und drückte Della an mich, damit sie nicht die volle Wucht des Sturzes mitbekam.

Am Fuß der Treppe war die unfreiwillige Rutschpartie zu Ende. Keuchend richteten wir uns wieder auf. Meine Lampe brannte noch.

»War das nun ein Anschlag gegen uns?« fragte Suko und wischte sich den Schlamm aus dem Gesicht. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt.

Ich leuchtete nach oben. »Glaube nicht! Wahrscheinlich hat sich der Erdboden so vollgesogen, daß die Stollendecke nicht mehr hielt. Sehen wir zu, daß wir schnell von hier verschwinden, ehe sich das Dimensionstor wieder aufbaut.«

Hätten uns jetzt Dämonen im Rücken angegriffen, wären wir böse dran gewesen. Ein Blick zu den Säulen beruhigte mich. Der Schlag, den mein Silberkreuz geführt hatte, war so stark gewesen, daß die Mächte der Hölle einige Zeit brauchten, um sich davon zu erholen. Die

Verbindung zu der anderen Dimension stand noch nicht.

Suko und ich lösten uns ab. Wir mußten Schlammassen, Steine und Grasbüschel mit bloßen Händen hinter uns schaufeln und drangen mühsam nach oben vor. Trotzdem schafften wir es schon nach einer halben Stunde.

Tageslicht fiel zu uns herein.

Suko kletterte voran und zog uns aus dem Stollen. Das Regenwasser hatte einen breiten Trichter in den Untergrund gerissen. Ständig rutschten neue Schlamm- und Erdmassen in die Tiefe.

»Wenn das so weitergeht, ist das Gewölbe bald zugeschüttet«, prophezeite Suko.

Ich war da nicht so sicher, aber ich behielt es für mich. Wir mußten so schnell wie möglich unter eine heiße Dusche und in frische Kleider.

»Wenn Sie noch immer nicht genug haben«, sagte ich während der Rückfahrt zu Della Bride, »könnten Sie sich um Mrs. Hemmings kümmern. Ich glaube, die Frau braucht Trost. Und sie soll keine Dummheiten machen wie ihr Mann.«

»Ich werde mich um sie kümmern«, versprach Della, aus deren schwarzen Haaren Schlammwasser tropfte.

Mein Bentley sah zum Weinen aus. Ich setzte Della bei ihrem Haus ab und brachte den Wagen in die Garage gegenüber dem Hotel. Sie sollten den Wagen innen wieder menschlich herrichten.

Dem Hotelbesitzer fiel die Zigarre aus dem Mund, als er unseren Aufzug sah, aber ich konnte ihm nicht helfen. Auch ein Geisterjäger muß mal unter die Dusche, auch wenn er dabei eine Schlammspur bis zu seinem Zimmer legt!

***

Schon lange hatte ich eine heiße Dusche nicht so genossen wie an diesem Nachmittag. Meine Kleider steckte ich in einen Plastiksack. Sie mußten in die Reinigung oder sogar in den Mülleimer. Wenigstens hatte ich mir ausreichend Klamotten zum Wechseln mitgenommen.

Suko und ich trafen unten im Speisesaal wieder zusammen. Es war schon Zeit für das Abendessen.

»Was siehst du dich so mißtrauisch um?« fragte mein Freund grinsend, als wir uns an den Tisch setzten. »Fürchtest du etwa, daß uns Della in die Quere kommt?«

»Der traue ich alles zu«, meinte ich und schnalzte mit der Zunge. »Ein schnuckeliger Käfer ist sie ja, aber kein Nervenschoner.«

»Laß das bloß nicht Jane hören«, riet Suko und studierte die Speisekarte so aufmerksam, als enthielte sie ein Rezept, wie der Fenris-Wolf zu besiegen sei.

»He, John!« Suko stieß mich nach einer Weile an. »Was nimmst du?«

Ich merkte erstaunt, daß die Serviererin neben unserem Tisch stand

und mich abwartend musterte. »Dasselbe wie du«, sagte ich zerstreut. Ich hatte keine Lust, mir etwas auszusuchen.

Es war ein Steak mit grünen Bohnen und ein Glas Milch.

»Kraftnahrung für den bevorstehenden Kampf«, witzelte Suko.

Ich kaute und schluckte ganz mechanisch, ohne darauf zu achten, was ich aß. »Es ist draußen schon dunkel«, murmelte ich unbehaglich. »Der Wolf wird sich wieder zeigen.«

»Wir können nicht die ganze Gegend schützen«, erwiderte Suko und ging auf meinen ernsten Ton ein. »Also setzen wir Schwerpunkte.«

Jetzt machte ich einen Scherz. »Drückst du dich aber gewählt aus«, meinte ich grinsend. »Aber du hast schon recht. Schwerpunkte. Du bleibst hier in Rranlin, falls der Wolf und Pete in die Stadt kommen. Ich fahre zu den MacCranters. Einverstanden?«

»Warum ausgerechnet die MacCranters?« erkundigte sich mein Freund.

»Dort war Fenris schon.«

»Eben deshalb!« Ich klopfte mit dem Messergriff auf die Tischplatte.

»Nur bei den MacCranters hat er bisher gemordet. Vielleicht hat er nicht nur dämonische Fähigkeiten, sondern auch tierische Instinkte bewahrt. Und ein Raubtier merkt sich, wo es leicht an Beute herangekommen ist.«

»Meinetwegen«, stimmte Suko zu. »Ich bleibe also in der Stadt.«

Als ich gegen acht Uhr das Hotel verließ, war niemand mehr auf den Straßen zu sehen. Die Leute verschanzten sich in ihren Häusern. Auch wenn niemand über den Dämonenwolf sprach, hatten doch alle Angst.

»Viel Glück!« rief ich Suko zu, während ich startete. Er hob grüßend die Hand und nahm seinen Rundgang auf.

Es hatte zu regnen aufgehört. Die Straßen trockneten. Nur vereinzelt blieben nasse Flecke. Sie bildeten dunkle Inseln innerhalb des Bereichs meiner Scheinwerfer.

Ich fuhr langsam und hielt Ausschau nach dem Wolf und seinem unheimlichen Helfer. Beide ließen sich nicht blicken. Wenn wir Glück hatten, waren sie durch die Zerstörung des Dimensionstors vernichtet worden, weil ihre Verbindung zu der Welt der Dämonen abgerissen war. Wie gesagt, wenn wir Glück hatten. Ich blieb skeptisch.

Auf den ersten Blick sah das Haus der MacCranters unbewohnt aus.

Schon glaubte ich, sie hätten die Stätte des Grauens verlassen und wären weggezogen, als ich den Lichtschimmer entdeckte. Die Fensterläden waren geschlossen.

Auf mein Klopfen hörte ich schwere Schritte hinter der Tür.

»Wer ist da?« rief Franklin MacCranter rauh.

»John Sinclair«, antwortete ich. »Sie können unbesorgt öffnen.«

Erst drehte sich ein Schlüssel im Schloß, danach knallten drei Riegel zurück. Die Tür schwang knarrend auf.

Mein Blick fiel auf ein großes, einfach gezimmertes Holzkreuz, das in der Diele an der Wand lehnte. Ein anderes stand im Wohnzimmer.

»Sehr vernünftig«, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel. »Darf ich reinkommen?«

Mr. MacCranter gab den Weg frei.

Er trug einen schwarzen Anzug, seine Frau und seine Töchter schwarze Kleider. Es verstärkte ihre geisterhafte Blässe.

»Warum kommen Sie zu uns?« fragte Franklin MacCranter und rückte mir einen derben Holzstuhl zurecht. »Setzen Sie sich! Haben Sie Pete gefunden, Herr Oberinspektor?«

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Der Wolf ist auch noch frei.«

Mrs. MacCranter zuckte zusammen, als ich die Bestie erwähnte, und begann, leise zu weinen.

»Ich habe ein paar Fragen«, sagte ich schnell, so lange sie bereit waren, mir zuzuhören. Diese Leute hatten Unvorstellbares durchgemacht. Es hätte mich nicht gewundert, wären sie zusammengebrochen. »Haben Sie überlegt, warum der Wolf Sie überfallen hat? Ich meine, warum ausgerechnet dieses Haus? Warum nicht ein anderes?«

MacCranter sah mich erstaunt an. Ich merkte ihm an, daß er noch gar nicht auf die Idee gekommen war, es könnte einen besonderen Grund für den Überfall geben.

»Warum schlägt der Blitz in ein Haus ein, Mr. Sinclair?« fragte er irritiert.

»Weil es keinen Blitzableiter hat«, konterte ich. »Oder weil es höher ist als andere. Es gibt immer einen Grund.«

»Bei uns nicht«, murmelte er.

Ich stand auf. »Darf ich mich in den anderen Räumen umsehen?«

Wieder bekam sein Gesicht einen erstaunten Ausdruck, aber er nickte.

Schon wollte ich mich an die Arbeit machen, als das Telefon klingelte.

MacCranter hob ab und streckte mir die Hörmuschel entgegen. »Für Sie, Mr. Sinclair.«

Das mußte Suko sein. Niemand sonst wußte, daß ich hier war.

»Della Bride hat soeben im Hotel angerufen«, berichtete mein Freund aufgeregt. »Sie hat den Nachmittag bei Mrs. Hemmings im Krankenhaus von Inverness verbracht. Dann ist sie wohl vor Erschöpfung eingenickt, und als sie vor fünf Minuten wach wurde, war Mrs. Hemmings verschwunden.«

»Das muß noch nichts zu bedeuten haben«, erwiderte ich.

»Hat aber, John. Mrs. Hemmings ist mit ihrem roten Sportwagen weggefahren und hat das Gewehr ihres Mannes mitgenommen.«

»Auch das noch«, sagte ich seufzend. »Halt die Augen offen. Bis

später… Moment!« rief ich hastig und lauschte angestrengt. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich hörte das Heulen des Dämonenwolfs. »Suko, ich glaube, er kommt wieder zu uns«, sagte ich leise. »Das Heulen nähert sich!«

»Soll ich zu dir kommen, John?«

Die Entscheidung lag bei mir, und sie fiel mir schwer. »Es könnte ein Ablenkungsmanöver sein«, erwiderte ich. »Vielleicht will er dich nur aus der Stadt locken. Bleib lieber, wo du bist!«

Ich hängte die Hörmuschel an den altmodischen Apparat und drehte mich um. Die MacCranters sahen mich mit großen, brennenden, angsterfüllten Augen an.

»Ich schütze Sie«, versprach ich. »Ich besitze mächtige Waffen gegen das Böse.«

Ich war gar nicht so siegessicher, aber ich mußte die Leute beruhigen.

Rasch durchsuchte ich das Haus, ohne etwas Besonderes zu entdecken.

Blieb zuletzt nur noch der Dachboden. Schon lehnte ich die Leiter an, um durch eine Luke nach oben zu klettern, doch dazu kam es nicht.

Vor dem Haus erscholl eine Stimme, die wir alle kannten.

»Kommt freiwillig heraus, dann passiert euch nichts!« schrie Pete MacCranter.

Ich erwartete, daß Mrs. MacCranter zusammenbrechen oder aufschluchzen würde. Statt dessen erhob sie sich wie eine Marionette von ihrem Stuhl, ihre Töchter ebenfalls. Auch Mr. MacCranter wirkte wie ein Schlafwandler.

Mit steifen, abgehackten Bewegungen schritten sie auf die Haustür zu.

Sie wollten den Befehl des Untoten befolgen!

Schon streckte Mr. MacCranter die Hände nach den Riegeln aus…

***

Die Flying Scotsmen versammelten sich immer in der aufgelassenen Garage hinter Toms Elternhaus. Sie hatten zerschlissene Polstersessel hineingestellt und eine billige Stereoanlage. Es war mit den bunten Postern an den nackten Wänden recht gemütlich geworden. Sogar einen alten Teppich hatte einer der Flying Scotsmen aufgetrieben.

Abend für Abend kamen sie hier zusammen, hörten Musik und traten Rundfahrten durch das schottische Hochland an.

An diesem Abend wartete Tom Meredith jedoch vergeblich auf die Mitglieder seiner Gruppe. Er ließ einen alten Stones-Titel laufen und horchte nach draußen, ob sich Motorengeräusch näherte.

Endlich riß ihm die Geduld. Er stellte die Anlage ab und lief aus der Garage. Wütend schwang er sich auf seine Kawasaki und startete.

Wenn die anderen zu feige waren, fuhr er eben allein. Nicht einmal abgesagt hatten sie!

Tom schaltete den Scheinwerfer ein und gab Gas. Die Maschine stieg vorne hoch, als er wie ein Verrückter von dem Grundstück raste und auf die Straße einbog.

Er machte zwei Fehler. Er fuhr zu schnell, und er setzte seinen Sturzhelm nicht auf. Der hing noch immer am Sattel festgeschnallt.

Tom Meredith brauste durch das ausgestorbene Rranlin. Am Straßenrand sah er einen winkenden Mann, erkannte in ihm Suko, hielt trotzdem nicht an und jagte auf der anderen Seite wieder aus der Kleinstadt hinaus.

Erst als er die Abzweigung zu MacCranters Haus erreichte, merkte er, in welche Richtung er fuhr. Hier war Fenris aufgetaucht. Angst sprang den jungen Mann an. Sein Verstand setzte wieder ein und arbeitete auf Hochtouren. Entsetzt erkannte er, worauf er sich eingelassen hatte.

Das Bremslicht leuchtete auf, die Kawasaki verzögerte. Tom Meredith wendete auf der Stelle.

Er hätte nicht sagen können, woher der Dämonenwolf plötzlich gekommen war. Er stand hinter ihm auf der Fahrbahn, zum Sprung geduckt, die glühenden Augen auf seine Beute gerichtet, die geifernden Lefzen mit langen Schleimfäden bedeckt.

Aus der Kehle des Ungeheuers stieg ein wütendes Grollen. Sekundenbruchteile später sprang der Wolf.

Aufschreiend riß Tom die Hände vor das ungeschützte Gesicht! Er trug nicht einmal Handschuhe! Sie hingen neben dem Sturzhelm.

Der junge Mann hatte gegen die Dämonenbestie keine Chance. Fenris zerrte ihn vom Motorrad.

Das letzte, was Tom Meredith in seinem jungen Leben sah, war das weit aufgerissene Wolfsmaul mit den langen schimmernden Zähnen und den tödlichen Spitzen.

Dann biß der Wolf zu.

Toms Todesschrei verhallte ungehört in der Einöde des schottischen Hochlandes.

***

Ich sprang Franklin MacCranter von hinten an und riß ihn zurück. Um ein Haar hätte er die Riegel geöffnet und die Tür aufgeschlossen. Darauf wartete sein untoter Sohn nur. Fenris sollte freie Bahn haben und die Bewohner dieses Hauses mühelos töten können.

Durch den Stoß erwachte Mr. MacCranter aus seiner Trance. Er starrte mir überrascht ins Gesicht. »Was ist…?« setzte er an, sah seine Frau und seine Töchter und packte sie. Er rüttelte sie so hart, daß sie augenblicklich zu sich kamen.

»Hören Sie nicht auf ihn!« bat ich eindringlich. »Er ist nicht mehr Ihr

Sohn!«

»Wer?« fragte Mrs. MacCranter. »Von wem sprechen Sie, Herr Oberinspektor?«

Sie hatte offenbar nicht mitbekommen, wer sie zur Übergabe aufgefordert hatte. Doch gleich darauf gellte wieder Petes Stimme durch die Stille der Nacht.

»John Sinclair, das wird dir noch leid tun!« brüllte er gehässig. »Und euch nützt das gar nichts!«

Erst jetzt kam bei Mrs. MacCranter der befürchtete Zusammenbruch.

Während sich ihre Angehörigen um sie kümmerten, glitt ich an eines der Fenster. Durch eine Ritze im Fensterladen konnte ich nach draußen sehen.

Ich schirmte meine Augen gegen die Helligkeit im Wohnzimmer ab.

Undeutlich erkannte ich Pete in einiger Entfernung. Von dem Fenris-Wolf war nichts zu sehen. Ich hörte ihn auch nicht mehr. War er doch in eine andere Richtung gelaufen? Ein Ablenkungsmanöver, wie ich zu Suko gesagt hatte?

Suko! Ich sollte ihn noch einmal warnen, doch als ich die Hörmuschel abnahm, kam kein Amtszeichen. Die Leitung war tot. Wir waren von der Außenwelt abgeschnitten.

Die MacCranters konnten mir nicht helfen und auch keine Fragen beantworten. Deshalb nutzte ich die kurze Zeit, die uns bis zu einem Angriff blieb, und kletterte auf den Dachboden.

Bis unter das Schieferdach stapelten sich Kisten und Kartons, alte Möbel, Gerümpel aller Art. Falls sich hier etwas befand, worauf der Fenris-Wolf besonders scharf war oder das ihn unseligerweise anlockte, fand ich es jetzt auf keinen Fall.

Noch ließ ich meine Blicke schweifen, als ich von draußen ein merkwürdiges Geräusch hörte. Es erinnerte mich an das Zischen eines Schneidbrenners, aber das konnte es nicht sein. Wer sollte um diese Zeit mit einem Schneidbrenner vor dem Haus der MacCranters hantieren?

Mein Bentley fiel mir ein. Versuchte Pete, den Wagen unbrauchbar zu machen?

So schnell ich konnte, kletterte ich die Leiter wieder hinunter, und das rettete mir das Leben.

In der darauffolgenden Sekunde flog nämlich das gesamte Dach in die Luft!

***

Suko wünschte sich, er wäre nicht im Bentley, sondern mit seiner Harley Davidson gekommen. Mit dem Motorrad Streife zu fahren, hätte viel mehr Spaß gemacht, als zu Fuß durch die wenigen Straßen von Rranlin zu marschieren. Außerdem begann es wieder zu regnen,

und der Chinese wäre in seiner schwarzen Lederkluft besser gegen das Wetter geschützt gewesen.

Warum war Tom Meredith vorhin wie ein Verrückter an ihm vorbeigerast? Suko schüttelte den Kopf. Wollte der sich unbedingt den Hals brechen?

Nichts geschah. Er wußte, daß sich einiges tat, aber das blieb unter der Oberfläche verborgen. Hier irgendwo lauerte Marga Hemmings auf den Dämonenwolf. Offenbar wollte sie sich für ihren Mann an ihm rächen. Dabei hätte ihr gerade das Schicksal ihres Mannes eine Warnung sein sollen.

Soeben überquerte Suko wieder den Platz vor dem Hotel und war mit sich und der Welt unzufrieden, als er einen Scheinwerfer auftauchen sah.

Tom Meredith kam zurück. Ganz in Leder gekleidet, den Schutzhelm mit fest eingebautem Visier auf dem Kopf. Seine Hände mit den schwarzen Handschuhen lagen ruhig auf dem Lenker der Kawasaki. Neben Suko stoppte er, stellte den Motor ab und bockte die Maschine auf.

»Na, hast du genügend Dampf abgelassen?« erkundigte sich der nichtsahnende Suko freundlich. »Ausgetobt?«

Tom nickte. Sein Gesicht war hinter der dunklen Scheibe des Sturzhelms kaum zu sehen. Außerdem reichte die Straßenbeleuchtung nicht aus.

Sie standen eben nicht in London auf dem Piccadilly Circus.

Plötzlich bekam Suko Heimweh nach London und nach seiner Shao, aber er mußte sich auf diesen Fall konzentrieren.

»Komm, gehen wir in dein Zimmer«, sagte Tom Meredith undeutlich.

»Es ist wichtig!«

Suko nickte. Er war über den Vorschlag dankbar, konnte er sich doch in seinem Zimmer ein wenig aufwärmen. Und wenn er das Fenster offen ließ, bekam er rechtzeitig mit, wenn etwas passierte.

Suko stieg die Treppe hinauf und schloß auf. Tom schob sich an ihm vorbei. Suko schloß die Tür wieder und knipste das Licht an. Erstaunt musterte er den jungen Mann.

»Was ist?« fragte er und deutete auf einen Sessel. »Willst du es dir nicht bequem machen? Nimm doch das Ding da ab!«

Er meinte den Sturzhelm. Wäre Suko nicht sicher gewesen, Tom Meredith vor sich zu haben, hätte er vermutet, daß sich ein anderer in dieser Kleidung bei ihm eingeschlichen hatte. Aber das war ausgeschlossen.

Tom Meredith nickte. Er übersah den angebotenen Sessel und streifte den linken Lederhandschuh ab. Suko fiel ein langer Kratzer auf dem Handrücken auf, doch bevor er sich danach erkundigen konnte, zog Tom auch den rechten Handschuh von den Fingern.

Nein, nicht von den Fingern, denn in dem Handschuh steckte keine Hand.

Sogar dem hartgesottenen Suko blieb die Luft weg. Für einen Moment drehte sich das Zimmer vor seinen Augen. Mit entsetzten Augen starrte er auf den Armstumpf, der aus dem Ärmel der Lederjacke ragte.

Suko bewegte die blassen Lippen, doch er brachte keinen Ton hervor.

Das war zu plötzlich geschehen!

Die Gedanken rasten hinter seiner Stirn. Zuerst dachte er an einen Unfall, doch der Armstumpf blutete nicht. Und Tom machte keinen geschwächten Eindruck.

Tom Meredith griff nach dem Sturzhelm. Es sah schaurig aus, wie er den Helm mit der linken Hand und dem Handstumpf packte und mit einem Ruck von seinem Kopf zog.

Für einen irrwitzigen Moment dachte Suko an die Henker von New York, die gemeinsam mit den Horror-Cops die Stadt terrorisiert hatten.

Unter ihren roten Kapuzen hatten die Köpfe gefehlt! Er erwartete etwas ähnliches hier bei Tom Meredith, doch der junge Mann besaß seinen Kopf noch.

Aber wie sah er aus!

Sukos Nerven gerieten ordentlich ins Flattern. Schlagartig wurde ihm klar, was geschehen war.

Dieser Mann vor ihm mußte ein Untoter sein. Tom Meredith war von Fenris getötet worden, und zwar mit einem Biß in den Kopf! Die gesamte linke Gesichtshälfte mitsamt dem Auge war praktisch nicht mehr vorhanden.

Mit dem unverletzten Teil seines Gesichts grinste Tom Meredith triumphierend, kalt und grausam.

»Suko«, sagte er, und die Worte kamen breiig aus seinem zerschundenen Mund. »Suko, die Hölle ruft! Du hast dein Unwesen schon zu lange getrieben!«

Das riß den Chinesen aus seiner Erstarrung. Seine Hand tauchte blitzschnell in die Jacke und an seine Waffe mit den Silberkugeln, doch der Untote war noch schneller.

Aus dem Stand heraus sprang er Suko an, und während seine Faust nach dem Kopf des Chinesen schlug, rammte er Suko den rechten Stiefel gegen das Schienbein.

Mit einem Schmerzensschrei ging Suko in die Knie. Die Faust seines Gegners hatte ihn abgelenkt, ebenso der Armstumpf. Suko hatte das Gefühl, daß sein rechtes Bein zerschmettert wäre. Er rollte auf den Boden.

An seine Waffe kam er nicht mehr, aber er wälzte sich zur Seite.

Im Aufspringen griff er an den Gürtel und riß die Dämonenpeitsche hervor, die wir Myxin, dem Magier, abgenommen hatten. Er wirbelte

den Griff einmal im Kreis. Die Peitschenschnüre schnellten hervor.

Der Untote aber kannte kein Halten. Er wußte offenbar nicht, wie gefährlich diese Waffe für ihn war.

Suko zog die Peitsche zurück. Hier durfte er keine Rücksicht nehmen.

Das war kein Mensch mehr. Jedes Zögern hätte seinen Tod bedeutet.

Doch ehe er zuschlagen konnte, packte Tom Meredith einen Stuhl und hob ihn hoch über den Kopf.

Die Peitschenschnüre pfiffen durch die Luft und wickelten sich um die Stuhlbeine. Suko zerrte und riß, doch Tom stieß nur ein schauerliches Lachen aus. Seine Kräfte stammten vom Satan, ebenso wie das unnatürliche Leben, das die Leiche erfüllte.

Mit einem gewaltigen Stoß rammte er Suko gegen die Wand. Die vier Stuhlbeine nagelten den Chinesen fest, daß er sich nicht rühren konnte.

Über der Sitzfläche des Stuhls tauchte das zerstörte Gesicht des jungen Mannes auf. Aus nächster Nähe starrte Suko in diese entsetzliche Fratze.

In seiner Lage nützte ihm die Dämonenpeitsche nichts. Er ließ den Griff los, atmete tief ein und riß den Kopf herunter, als Toms Faust vorschnellte.

Die unverletzte Hand des Untoten verfehlte ihn.

Suko wollte sich auf den Boden fallen lassen, doch dazu war er zu breit gebaut. Die Stuhlbeine fesselten ihn.

In seiner Not riß er das rechte Knie hoch. Es traf. Der Untote spürte keinen Schmerz, doch die Wucht des Stoßes trieb ihn zurück. Er taumelte und verlor den Stuhl.

Sofort griff Suko wieder nach seiner Dämonenpeitsche, und diesmal wehrte der Untote nicht rechtzeitig ab.

Die Schnüre pfiffen durch die Luft und wickelten sich um ihn. Mit einem schauerlichen Brüllen bäumte er sich auf. Die dämonische Kraft, die ihn aufrecht gehalten hatte, wich aus ihm wie die Luft aus einem Ballon.

Er sackte in sich zusammen und sank auf den Boden. Suko konnte zusehen, wie er zu Asche zerfiel.

Tief aufatmend wischte sich Suko den kalten Schweiß von der Stirn.

Das war knapp gewesen. Erneut hatte der Fenris-Wolf unter Beweis gestellt, wie gefährlich und skrupellos er war.

Obwohl Suko in Gedanken noch immer voll bei dem soeben überstandenen Kampf war, schrillte in seinem Kopf eine Alarmklingel.

Tom hatte Rranlin in Richtung des Hauses der MacCranters verlassen.

Von dort war er auch wieder gekommen. Das bedeutete, daß sich der Wolf in dieser Gegend aufhielt.

Der Dämonenwolf und John Sinclair!

Suko bückte sich, hob die Schlüssel auf, die den Zerstörungsprozeß

nicht mitgemacht hatten, und rannte aus dem Hotel. Soeben drängten die übrigen Gäste und der Wirt auf den Korridor, um zu sehen, was die Schreie und das Poltern zu bedeuten hatten.

Suko gab ihnen keine Erklärung. Vor dem Hotel schwang er sich auf Toms Kawasaki, startete und raste wie von allen Teuf eins gehetzt aus Rranlin hinaus.

Als er die Stadt hinter sich hatte, sah er dort, wo das Haus der MacCranters stand, eine Feuersäule in den Nachthimmel steigen.

***

Es war, als hätte eine Bombe das Haus getroffen. Ich blickte durch die offene Luke auf den Dachboden, als dieser förmlich auseinander platzte. Im Nu waren überall Flammen, die sämtliche Gegenstände einhüllten.

Dachbalken und Ziegel flogen hoch in die Luft.

Der Explosionsdruck fegte mich von der Leiter und pulverisierte sie.

Die einzelnen Trümmerstücke flogen mir um die Ohren. Eines schrammte über meine Stirn, daß mein Schädel dröhnte.

Ich stürzte rücklings auf den Wohnzimmerboden, überschlug mich und blieb benommen liegen.

Das Haus war von den Schreien der Eingeschlossenen erfüllt. Das Zischen, das mich an einen Schneidbrenner erinnerte, verstärkte sich. Dazu kam dröhnendes Fauchen und das Knistern und Prasseln der Flammen.

Die Wohnzimmerdecke bestand aus dicken Balken und konnte dem Feuer einige Minuten Widerstand leisten. Die Fensterläden waren nicht so stabil. Die Steinmauern hingegen brannten überhaupt nicht.

Dennoch konnte ich mir ausrechnen, wie lange wir uns in dem Haus halten würden. Fünf Minuten? Höchstens zehn, im ungünstigsten Fall zwei. Wir mußten raus!

Aber draußen lauerten Tod und Vernichtung in doppelter Gestalt. In dem grellen Feuerschein erkannte ich Pete, der an meinem Bentley lehnte.

Auf seinem Gesicht spiegelte sich widerliche Freude über die Zerstörung.

Die Flammen schlugen aus dem Maul des Dämonenwolfs. Er kauerte auf einem nahen Hügel, mächtig angewachsen. Er war jetzt ungefähr so groß wie ein Elefant.

Ich schauerte bei der Vorstellung, welche Kräfte in diesem Ungeheuer wohnten. Die Zerstörung des Dimensionstores hatte dem Wolf nichts ausgemacht, im Gegenteil. Seine dämonische Macht hatte noch zugenommen.

Das Zischen stammte von den Flammen, die aus seinem Rachen fuhren, und der Vergleich mit einem Schneidbrenner war gar nicht so

schlecht.

Nur daß es keine kurze, scharf gebündelte Flamme war, sondern eine Feuerlanze, die gegen das Haus leckte und es vollständig einhüllte.

Ich warf mich zu Boden, als ein Feuerstoß den Fensterladen traf. Über mir ertönte ein schußähnlicher Knall. Der Fensterladen verkohlte auf der Stelle, und die Scheibe platzte unter der enormen Hitze.

Die MacCranters drängten sich aufschreiend in die hinterste Ecke zurück, wo die Hitze sie nicht erreichte.

Es blieb uns keine Wahl, wir mußten das Haus verlassen. Schon knackten und knisterten die Balken über unseren Köpfen und ließen Rauch zwischen den Ritzen hindurch. Es wurde im wahrsten Sinn des Wortes brenzlig.

»Kommen Sie!« rief ich den Leuten zu. »Ich bringe Sie zu meinem Wagen!«

»Sind Sie wahnsinnig?« brüllte Franklin MacCranter. »Draußen verbrennen wir sofort!«

»Hier drinnen verbrennen wir langsam, wo ist da der Unterschied?« Ich richtete mich auf und trat zu ihnen. »Ich bringe Sie in Sicherheit! Vertrauen Sie mir!«

»Nein!« schrie Mr. MacCranter, vor Angst halb von Sinnen. In seinen Augen flackerte Todesangst.

Die beiden Mädchen preßten die Hände vor die Augen, als gäbe es das Gräßliche um sie herum nicht, wenn sie es nicht sahen.

Mrs. MacCranter überraschte mich. Sie warf einen Blick zur Decke.

Dort oben bildete sich bereits ein Glutfleck. Die Balken hielten die unvorstellbare Hitze auf dem Dachboden nicht aus. Außerdem leckten Flammen durch die offene Luke in der Decke herein.

»Wir gehen mit Mr. Sinclair«, sagte sie mit fester Stimme. Angesichts des nahen Todes war sie gefaßt und stark. »Kommt!«

Das brachte ihren Mann zur Besinnung und gab den Mädchen neue Zuversicht.

»Halten Sie sich aneinander fest!« riet ich. »Am besten, Sie haken sich unter. Und bleiben Sie dicht hinter mir! Wir haben eine gute Chance!«

Ich hatte keine Zeit, ihnen meinen Plan zu erklären. Es hätte zu lange gedauert, und nun kam es auf jede Sekunde an. In der Balkendecke knackte es bedrohlich.

Ich zog mein Silberkreuz hervor und ließ es frei über der Brust hängen.

Außerdem griff ich nach meiner Beretta.

Die Haustür brannte lichterloh. Ich versetzte ihr einen Fußtritt, daß sie nach draußen geschleudert wurde. Durch die Flammen hindurch sah ich die Umrisse meines Wagens. Der Fenris-Wolf traf den Bentley nicht. Er schleuderte alle Flammen nur gegen das Haus. Aber Pete lehnte am Kotflügel.

Ich jagte einen Schuß direkt vor die Füße des Untoten, um ihn zu vertreiben. Ich wollte es Mr. und Mrs. MacCranter ersparen, ihren untoten Sohn ein zweites Mal sterben zu sehen.

Es gelang, Pete zog sich zurück.

»Festhalten!« rief ich meinen Schützlingen noch einmal zu und trat in die Flammenhölle hinaus.

Brüllend schoß eine Feuerwand auf mich zu, doch dicht vor mir teilte sie sich und schlug links und rechts von mir gegen die Hausmauer. Richtige Flammen hätten mich genauso versengt wie alles andere. Diese aber waren dämonischen Ursprungs. Mein Silberkreuz stieß sie ab. Es hing hell strahlend auf meiner Brust, so hell, als wäre es von innen heraus beleuchtet.

Die hinter mir gehenden MacCranters wurden ebenfalls geschützt. Erst hinter ihnen schlossen sich die Flammen zu einer einheitlichen Wand.

Wir befanden uns sekundenlang mitten in dem Inferno, bis wir meinen Bentley erreichten. Ich zog die Seitentür auf und schob Mrs. MacCranter auf den Beifahrersitz. Ihr Mann und ihre Töchter drängte ich auf die hintere Sitzbank.

Ich umrundete den Wagen, die Beretta schußbereit in der Hand. Die Flammen strichen an meinem Wagen vorbei. Fenris versuchte keinen Angriff auf uns. Er richtete seine ganze Kraft ausschließlich gegen das Haus.

Mein Verdacht, daß auch sein erster Überfall gar nicht der Familie sondern dem Haus gegolten hatte, verdichtete sich.

Pete ließ sich nicht mehr blicken.

Ich öffnete die Fahrertür und wollte einsteigen.

In diesem Moment fühlte ich eine eisige Hand an meinem rechten Fuß.

Ich war auf den Trick hereingefallen. Der Untote war nicht geflohen, sondern hatte sich unter meinen Wagen gelegt.

Mit einem harten Ruck brachte er mich zu Fall, wälzte sich unter dem Bentley hervor und schlug seine Hände um meinen Hals.

Dabei berührte er jedoch das Silberkreuz. Mit einem schrillen Aufschrei prallte er zurück und fiel gegen die Wagentür. Er war geschwächt, aber nicht erledigt. Sein Fuß traf mich an der Hüfte und warf mich auf das Gesicht. Jetzt lag ich auf dem Kreuz. Es konnte den Untoten nicht mehr von mir abhalten.

Im nächsten Moment kniete er in meinem Rücken und drosch seine Fäuste gegen meine Schläfen. Ich glaubte, mein Kopf würde platzen, stemmte mich mit letzter Kraft hoch und schüttelte Pete ab.

Er hing wie eine Klette an mir. Sein Arm preßte sich gegen meinen Hals, und er hätte mir glatt das Genick gebrochen, hätte ich nicht die Ellbogen nach hinten gerammt.

Ich traf ihn und drückte ihn ein Stück von mir. Er mußte den Griff lockern.

Das gab mir Gelegenheit, mich rasch umzudrehen. Nun hing wieder das Silberkreuz zwischen ihm und mir. Mit einem Schuß aus der Beretta hätte ich ihn vernichten können, doch die Waffe war mir bei dem Sturz entfallen. Ich wollte nach dem Silberkreuz greifen, als sein Knie hochkam.

Es landete in meinem Magen, und ich klappte wie ein Taschenmesser zusammen. Da sah ich die Beretta! Ich warf mich zur Seite. Himmel, ich glaubte, mein Körper wäre geplatzt! Trotzdem griff ich nach der Pistole.

Der Untote sah das Spiel für diesmal verloren. Er schnellte hoch und hetzte davon. Noch immer fauchten die Flammenstöße aus dem Rachen der Bestie gegen das Haus. Während ich mich keuchend hochzog, die Beretta zu mir steckte und mich auf den Fahrersitz schob, sah ich, daß die Natursteine der Außenmauern zu schmelzen begannen. Fenris zerstörte das Haus völlig.

Wie Lava nach einem Vulkanausbruch, so zerflossen die Mauern. Alles andere war längst in der unvorstellbaren Gluthitze vergangen.

Ich startete und rammte knirschend den Gang in das Getriebe. Für Feinheiten hatte ich keine Kraft mehr.

Ruckartig fuhr ich an, hebelte den zweiten Gang hinein und jagte auf die Hauptstraße zu.

An der Abzweigung kam mir ein Motorrad entgegen. Suko bremste neben mir.

Ich nickte ihm nur zu. Zum Sprechen fehlte mir noch die Luft, aber wir verstanden uns auch so. Er war erleichtert, daß wir der Flammenhölle entkommen waren.

Suko setzte sich mit der Kawasaki vor den Bentley, während wir nach Rranlin fuhren. Diese Runde ging an die Mächte der Hölle. Fenris hatte offenbar sein Ziel erreicht.

Das Haus der MacCranters existierte nicht mehr.

***

Zuerst war Marga Hemmings vernünftiger als ihr Mann gewesen und hatte ihn vor der Wolfsjagd gewarnt. Ihr Gefühl oder ihr Instinkt hatte ihr gesagt, daß dieser Wolf nicht für Reklamezwecke geeignet war. Sie wußten nicht, was hinter allem steckte, doch sie verließ sich auf ihre Empfindungen.

Sie hatte ihren Mann auch nur begleitet, weil sie sich als seine Frau für ihn verantwortlich fühlte und bei ihm sein wollte. Als sie ihn dann in seinem Blut liegen sah, hakte etwas bei ihr aus. Sie blieb so lange im Krankenhaus, bis die Ärzte ihr bestätigten, daß Clout außer Lebensgefahr war.

Dann wartete sie darauf, daß Della Bride eingeschlafen war, startete den Sportwagen und verschwand unbemerkt.

Haß brannte in ihr, abgrundtiefer Haß gegen den Wolf. Diese Wut auf die Bestie, die ihren Mann so übel zugerichtet hatte, war größer als Margas Vernunft. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß sie gegen den Wolf genauso machtlos wie ihr Mann war. Sie wollte das Biest töten, koste es, was es wolle.

Trotz ihrer Verblendung merkte sie, daß sie schwach auf den Beinen war. Daher fuhr sie nur langsam. Die Scheinwerfer fraßen die Straße, strichen über die Fahrbahnränder und erfaßten kurz vor Rranlin eine schmächtige Gestalt. Einen jungen Mann mit einem um den Hals geknüpften Tuch, der sich als Anhalter versuchte.

In Schottland war man sehr hilfsbereit zu Autostoppern. Deshalb trat Marga Hemmings trotz der späten Stunde und ihrer Absichten auf die Bremse und öffnete die Seitentür. Sie ahnte nicht, daß sie diesen jungen Mann schon einmal gesehen hatte.

»Vielen Dank.« Er stieg ein und schlug die Tür zu. »Fahren Sie nach Rranlin? Bin ich froh, daß Sie vorbeigekommen sind.«

»Ja, schon gut«, murmelte Marga, die nicht zu einer Unterhaltung aufgelegt war.

Der Junge drehte sich um und entdeckte das Gewehr auf den Rücksitzen. »Sind Sie Jägerin? Waren Sie schon auf Jagd oder gehen Sie erst?«

»Ich gehe erst!« zischte Marga. »Ich knalle ihn ab, diesen räudigen Wolf!«

»Den Wolf wollen Sie jagen?« rief der Junge, der kein anderer als Pete MacCranter war. Sein Erstaunen klang nicht echt, doch Marga merkte es nicht. »Sie haben Glück! Ich habe die Bestie vor zehn Minuten gesehen. Ist dort hinüber gelaufen. Da gibt es eine Ruine. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Weg!«

Die Aussicht, den blutrünstigen Wolf so schnell zu finden, verblendete Marga noch mehr. Sie gehorchte den Anweisungen des Jungen, und sie zitterte vor Aufregung, als sie ihren Sportwagen vor der überwucherten Ruine stoppte.

Sie stiegen aus. Marga nahm das Gewehr, prüfte und entsicherte es.

Enttäuscht sah sie sich um.

»Hier ist er nicht«, sagte sie gedämpft. »Sie haben mich doch nicht belogen?«

Plötzlich wurde sie mißtrauisch. Sie schwang herum und richtete den Gewehrlauf auf den Jungen. Wenn er nun ganz andere Absichten mit ihr hatte, sie nur von der Hauptstraße weggelockt hatte?

Er war hinter sie getreten. Jetzt stand er direkt vor der Gewehrmündung.

Auf seinem blassen Gesicht lag ein häßliches Grinsen. Marga sah es

im Schein der Standbeleuchtung.

Der Junge deutete auf ein dunkles Loch in der Erde. »Steig hinunter!« befahl er mit harter Stimme. »Die Hölle wartet schon auf dich! Steig hinunter, oder ich töte dich!«

In seinen Augen glitzerte die Morddrohung. Entsetzt erkannte Marga die Falle, in die sie gegangen war.

Der Junge hob die Hand und wollte nach ihr schlagen.

In diesem Moment zog Marga durch. Der Schuß brüllte auf.

***

Wir lieferten die vier Überlebenden der Familie MacCranter im Hotel ab. Der Wirt wies ihnen Zimmer neben den unseren zu. Wenigstens hier bewährte sich die Hilfsbereitschaft. Alle kümmerten sich um die Leute, die ihre gesamte Habe verloren hatten.

Während niemand auf uns achtete, erzählte mir Suko sein Erlebnis mit Tom Meredith. Erst jetzt erfuhr ich von dem Tod des Anführers der Flying Scotsmen.

»Wir müssen Fenris ausschalten!« sagte ich bitter. »Aber wie? Er ist uns vorläufig noch überlegen! Es muß eine Methode geben, ihn zu überwältigen. Das Böse ist nicht allmächtig.«

Ich verständigte den Konstabler James Clowders. Er besaß die nötigen Vorkenntnisse und akzeptierte unsere Schilderungen. Clowders Aufgabe war es, im Hotel zu wachen, während wir Fenris jagten. Ich erzählte ihm auch, welches Ende Tom Meredith genommen hatte. Er sagte nichts dazu, aber an seinem verkrampften Gesicht merkte ich, daß er mir glaubte.

»Es gibt nur zwei Orte, wo wir Fenris suchen können«, sagte ich zu Suko, als wir das Hotel verließen. »Das sind die Ruine und MacCranters Haus. Oder was eben davon übrig geblieben ist.«

»An diesen Orten wird auch Mrs. Hemmings suchen«, erwiderte Suko.

»Das heißt, von der Ruine weiß sie nichts.«

»Dann finden wir sie hoffentlich bei MacCranters Haus, bevor es zu spät ist.« Ich öffnete für Suko die Seitentür des Bentley.

Schweigend verließen wir Rranlin. Die Stadt erstickte im Grauen, ohne daß die Einwohner ahnten, was um sie herum vorging. Und wir jagten einem Phantom nach, das auftauchte, verschwand und wieder zuschlug, wenn man es nicht erwartete. Unsere Lage war kritisch.

Vergeblich sah ich mich nach Fenris und dem roten Sportwagen um.

Die Feuersäule über dem brennenden Haus inmitten der Hügel war erloschen. Nichts deutete mehr darauf hin, was sich vor kurzer Zeit ereignet hatte.

»Halt an, John!« rief Suko, als wir an der Abzweigung zu der Ruine vorbeirollten.

Er stieß die Tür auf und kletterte auf den Sitz, um besser sehen zu können. Aufgeregt stieg er wieder ein.

»Fahr zu der Ruine!« rief er. »Schnell! Dort parkt ein Wagen. Der Form nach könnte es Margas Wagen sein.«

Ich setzte ein Stück zurück, riß das Steuer herum und trieb den Bentley auf den holprigen Pfad mitten durch die Wiesen. Als ich zum ersten Mal freie Sicht auf die Ruine bekam, erkannte ich Einzelheiten.

Vor der Ruine standen zwei Personen. Das Licht des Wagens reichte nicht aus, um sie zu erkennen.

»Sie ist es!« rief Suko. Er brauchte sich nicht auf die Straße zu konzentrieren. »Schneller, John! Sie hat das Gewehr!«

Ich holte aus dem Bentley heraus, was nur möglich war. Zu stark durfte ich nicht aufdrehen, sonst wären wir mit gebrochener Achse liegen geblieben. Oft genug saßen wir auf besonders hoch, herausragenden Grasbüscheln fest. Der Wagen rumpelte und stieß.

Vor uns blitzte es auf. Mrs. Hemmings hatte abgedrückt.

Der direkt vor ihr stehende Mann wurde durch die Kugel zurückgeschleudert und fiel flach auf den Rücken.

»Um Himmels willen, sie hat ihn erschossen«, murmelte Suko erschüttert.

Auch ich war überzeugt, daß der Mann nicht mehr aufstehen würde.

Doch im nächsten Moment schnellte er hoch und stürzte sich auf die Frau.

»Das ist Pete!« schrie ich.

Mrs. Hemmings war zu Stein erstarrt. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann noch kämpfte, obwohl ihn die Kugel mitten in die Brust getroffen hatte. Aber Untote waren nicht mit einer gewöhnlichen Kugel zu töten!

Ich hieb die Faust auf die Hupe, aber Pete ließ sich davon nicht beeindrucken. Suko hielt schon Beretta und Dämonenpeitsche in den Händen.

Ich rammte den Fuß auf das Gaspedal. Das letzte Wegstück war eben, ich konnte aufdrehen.

Mrs. Hemmings wurde zurückgeschleudert, als Pete sie ansprang und nach ihr schlug. Er packte sie und zerrte sie vom Boden hoch, doch ehe er mit ihr fliehen konnte, versperrte ich ihm mit dem Bentley den Weg.

Suko und ich stießen die Türen auf und sprangen ins Freie.

Und wir schossen gleichzeitig. Die Silberkugeln schlugen links und rechts des Untoten in den weichen, aufgeschwemmten Untergrund ein.

Pete konnten wir nicht treffen. Er hielt Marga Hemmings vor sich.

Suko wirbelte zur Seite und schnellte sich in den Rücken des Untoten.

Schießen durfte er jetzt zwar auch noch nicht, weil er sonst vielleicht

die Frau getroffen hätte, aber er holte mit der Dämonenpeitsche aus. Ich lenkte Pete MacCranter mit einem zweiten Schuß ab.

Trotzdem ging Sukos Schlag fehl. Pete warf sich nämlich rückwärts in den Trichter, der in der Erde klaffte. Es war der Zugang zu dem Dimensionstor, der sich durch den Regen erweitert hatte.

Mrs. Hemmings schrie vor Angst gellend auf, als sie den Boden unter den Füßen verlor.

Ich warf mich flach zu Boden und hechtete vorwärts. Suko stand ungünstig. Er konnte nicht rechtzeitig eingreifen. Ich aber bekam das linke Bein der Frau zu fassen und schloß mit aller Kraft meine Finger um ihren Knöchel.

»Halt mich!« schrie ich Suko zu.

Er ließ die Peitsche augenblicklich in seinem Gürtel verschwinden, packte meine Beine und zog mich zurück.

Und Suko hatte Kräfte wie ein Bär!

Zwar schrie Marga Hemmings bei dem schmerzlichen Ruck noch einmal auf, doch das war besser, als wenn der Untote sie durch das Dimensionstor in das Reich der Dämonen verschleppt hätte.

Marga strampelte und stieß um sich, doch ich ließ nicht locker, und Suko zog mit aller Kraft. Schon lag sie wieder halb auf festem Boden, als die Pranken des Untoten von ihr glitten. Während Pete in die Tiefe tauchte, flog mir Marga entgegen. Hinter mir ging Suko zu Boden, als plötzlich der Widerstand weg war.

Keuchend rafften wir uns auf, und ich zog Marga Hemmings vom Boden hoch.

Sie hing apathisch in meinen Armen und reagierte nicht, als ich ihren Namen nannte und sie leicht schüttelte.

»Sie muß schnell weg von hier«, sagte ich besorgt zu meinem Freund.

»Am besten, du bringst sie ins Hotel und bleibst bei ihr, bis ein Arzt kommt.«

»Ständig soll ich auf irgend jemand oder irgend etwas aufpassen«, murrte Suko.

Ich kannte ihn. Er meinte es nicht ernst und wußte, daß einer von uns bei Marga Hemmings bleiben mußte. Die Frau befand sich in einem Zustand, in dem sie sich selbst ohne Nachdenken in Lebensgefahr brachte.

Und das durften wir nicht zulassen.

Er führte die teilnahmslose Frau zu ihrem Sportwagen und übernahm das Steuer.

Während Suko nach Rranlin zurückkehrte, leuchtete ich in den Trichter, der in das Gewölbe hinunter führte.

Es war unmöglich, Pete zu folgen. Das Regenwasser hatte sich gesammelt und offenbar das Gewölbe ausgefüllt. Gurgelnd stieg es aus dem schwarzen Loch empor und reichte innerhalb weniger Minuten

bis zum Rand der Grube.

Hier konnte ich vorläufig nichts unternehmen. Ich sah mich um, doch von Fenris gab es keine Spur. Der Wolf aus dem Dämonenreich wich mir aus. Oder er hatte eine andere Aufgabe zu erfüllen als mich zu jagen.

Ich dachte daran, daß er das MacCranter-Haus vernichtet hatte und daß es dafür einen Grund geben mußte. Die Lösung des Rätsels konnte ich nur in den Trümmern des Hauses finden.

Mein nächstes Ziel mußte daher das zerstörte Haus sein. Als ich losfuhr, hatte ich das häßliche Gefühl, mich ständig im Kreis zu drehen, aber was sollte ich tun? Noch diktierte die Gegenseite. Es lag an mir, das Blatt zu wenden und die Dämonenbrut dorthin zu jagen, wohin sie gehörte.

In das finsterste Schattenreich.

***

Während der Fahrt zu MacCranters Haus verfolgten mich verrückte Bilder, die nun absolut nichts mit meinen Problemen zu tun hatten. Ich sah unsere drei Frauen in Paris, bei Maxim's, Kerzenschein, Diner, die erleuchtete Opera, die Boulevards, kleine Cafés… Montmartre …

Und ich stellte mir vor, ich wäre jetzt dabei und könnte Hand in Hand mit Jane Collins durch die herrliche Stadt an der Seine schlendern.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Peitschender Regen, der gegen die Windschutzscheibe meines Bentley trommelte, und Sturmböen, die an meinem Wagen rüttelten. Das Wetter hatte sich wieder verschlechtert, so daß die Scheibenwischer kaum mit der Arbeit nachkamen. Zu allem Überfluß mischten sich auch noch feine Hagelkörner unter den Regen. Schottland zeigte sich von seiner unfreundlichsten Seite.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht sah ich die Überreste des MacCranter-Hauses vor mir. Es war ein gespenstischer Anblick.

Die ursprüngliche Form des Hauses war kaum noch zu erkennen. Inmitten einer völlig versengten Fläche erhob sich ein rotglühender Klotz. Die Steine waren restlos zusammengeschmolzen. Fenris hatte ganze Arbeit geleistet. Ich nahm mir vor, unbedingt herauszufinden, was an diesem Haus so wichtig gewesen war.

Der dunkelrote Schein strahlte weit in die Nacht hinaus, als habe die Hölle einen Leuchtturm errichtet. Die vom Himmel stürzenden Wassermassen verzischten auf den glühenden Steinen. Weiße Dampffontänen stiegen auf, vom Widerschein der Steine rot gefärbt.

Der Regen verwandelte die verkohlten Gräser in eine stinkende Schmiere, deren Geruch durch das Lüftungssystem in den Bentley drang und mir das Atmen schwer machte.

So lange sich die Steine nicht abgekühlt hatten, konnte ich gar nichts

tun. Nach Rranlin zurück wollte ich auch nicht fahren. Erst mußte ich mehr über den Dämonenwolf herausfinden, und das ging nachts am besten, wenn die Kräfte der Hölle am aktivsten waren.

Zurück zu der historischen Ruine! Meine Laune war auf den Nullpunkt gesunken. Nicht nur, daß ich mich weit weg nach Paris zu Jane wünschte, jetzt zeigten mir meine Gegner auch noch, daß sie gar nicht gegen mich kämpfen wollten. Sie wichen mir aus und ließen mich hinter ihnen herlaufen.

Die Federung des Bentley ächzte und stöhnte protestierend, als sie schon wieder auf der schlechten Zufahrtsstraße strapaziert wurde, und ich ächzte und stöhnte, weil ich mir zweimal den Kopf am Wagendach stieß.

Ich kam mir vor wie in einer Nußschale bei Windstärke zwölf mitten auf dem Ozean.

Ich hätte mein Glück gar nicht erst bei der Burgruine versucht, hätte ich nicht den unbändigen Drang verspürt, etwas zu unternehmen. Ich konnte mir nämlich ausrechnen, daß ich umkehren mußte. Vorhin zumindest war der Zugang zu dem Gewölbe von den Wassermassen verschlossen gewesen.

Jetzt war er es nicht! Mit der schußbereiten Beretta stieg ich hinunter und fand die Erklärung. Von allen Seiten strömte Wasser in das Gewölbe.

Es floß jedoch wieder ab.

Durch das Dimensionstor, das neu erstanden war.

Diesmal ließ ich mein Kreuz unter dem Hemd. Zwar wollte ich nicht durch das Tor gehen, aber es sollte mir dienen.

Aus dem Gedächtnis murmelte ich eine Beschwörung, und sie wirkte.

Das Tor veränderte sein Aussehen. Inmitten der Schwärze entstand ein belebtes Bild. Ich tat einen Blick in eine andere Zeit, nämlich in jene Periode, in der Fenris schon einmal auf der Welt gewesen war und gewütet hatte.

Meine Umgebung versank für mich. Die Vision, die mir das Dimensions- und Zeittor zeigte, war perfekt. Rings um mich sah ich die Hügel des schottischen Hochlandes, in der Ferne Dörfer und Städte. Sie brannten.

Schwarze Rauchwolken stiegen in den Himmel.

Am Horizont tauchte eine riesige Bestie auf, groß wie ein Haus, feuerspeiend und mit ohrenbetäubendem Brüllen.

Fenris, der Dämonenwolf!

Doch er fand einen Gegner, einen jungen Mann, der unerschrocken dem Wolf entgegenschritt, in der rechten Hand einen kurzen Speer wiegend.

Fenris-Wolf und Speerträger begegneten sich. Wie in einem Traum lief alles schneller ab als normal.

Der Wolf wollte sich brüllend auf sein Opfer stürzen, doch der junge Mann schleuderte den Speer. Er drang dem Ungeheuer tief in die Brust.

Es bäumte sich brüllend auf und stürzte leblos zu Boden. Der Speer hatte es besiegt.

Doch der Blutschwall, der aus dem Maul des verendenden Dämonenwolfs brach, verschlang den mutigen Retter. Er hatte seine Tat mit dem Leben bezahlt.

Nicht gerade ermutigend für mich, hatte ich doch ebenfalls vor, Fenris zu besiegen!

Mit dem Tod des Wolfstöters endete die Vision. Ich sah wieder das Dimensionstor in seiner ursprünglichen Form vor mir und verließ das Gewölbe.

Hätte ich bloß gewußt, was für ein Speer von Jahrhunderten den Fenris-Wolf in seine eigene Dimension zurückgeschleudert hatte!

***

Sie waren alle in der Hotelhalle versammelt. Auf den ersten Blick sah ich, daß es Marga Hemmings nicht gut ging. Sie kauerte apathisch in einem Sessel, wirkte andererseits angespannt, als wolle sie jeden Moment aufspringen und hinausstürmen.

Suko stand auf und kam zu mir. Dabei streifte er Della Bride an der Schulter. Sie verstand den Wink und erhob sich gleichfalls.

Die Flying Scotsmen hatten sich vollzählig versammelt – ihren Anführer ausgenommen. Der Polizist James Clowders war ebenfalls anwesend und saß neben der Familie MacCranter.

»Was ist denn los?« sagte ich beunruhigt zu Suko. »Was soll der Aufmarsch bedeuten? Und wieso ist Mrs. Hemmings nicht beim Arzt?«

Suko zuckte die breiten Schultern. »Ich kann die Leute zu nichts zwingen, John«, sagte er leise. »Mrs. Hemmings hat laut und deutlich erklärt, daß sie keinen Arzt will. Nun mach du mal was dagegen. Und die MacCranters wollten nicht in ihren Zimmern bleiben. Ich konnte sie nicht einschließen.«

»Schon gut«, murmelte ich. »Ich mache dir ja keinen Vorwurf. Aber es gefällt mir nicht. Wie ist die Stimmung?«

»Gereizt«, gab Suko lakonisch zurück. »Die Leute murren – vor allem gegen uns. Sie behaupten, wir würden nur so tun, als wollten wir etwas gegen den Wolf unternehmen.«

»Sie sollten lieber auf Ihr Zimmer gehen, John«, meinte Della ernst.

»Die Angst der Leute schlägt in Feindseligkeit um. Leider auch bei den Flying Scotsmen. Suko hat uns erzählt, was passiert ist – mit Tom, meine ich. Die anderen sind sofort hierher gefahren. Sie geben Ihrem Freund die Schuld an Toms Tod.«

»Stimmt das?« fragte ich Suko.

»Sie sind eben nervös.« Suko versuchte abzuwiegeln. Ich fing jedoch die bösen Blicke auf, die uns die anderen zuwarfen. Und Marga Hemmings steckte mitten in dieser Gruppe, die leise miteinander tuschelte und offenbar Geheimnisse hatte.

Nur der Polizist Clowders beteiligte sich nicht daran, aber er allein war machtlos.

»Das führt zu einem offenen Aufstand«, prophezeite ich düster. »Diese Leute sind imstande und jagen uns glatt davon. Und dann können wir ihnen gar nicht mehr helfen. Ich werde mit ihnen sprechen.«

»Tun Sie es nicht, John«, bat Della Bride ängstlich. Alle Kaltschnäuzigkeit, die sie früher gezeigt hatte, war von ihr gewichen. »Ich – ich habe Angst um Sie!«

Ich lächelte ihr dankbar zu. »Ich kann auf mich aufpassen, keine Sorge!«

Die Köpfe ruckten hoch, als ich näher an die Sesselgruppe heranging.

Ich räusperte mich. Eisiges Schweigen trat ein. Konstabler Clowders wollte etwas sagen, doch ich winkte ab. Er stand auf unserer Seite, das wußte ich auch so.

»Sie halten uns für unfähig«, sagte ich und blickte in die Runde. Die Antwort las ich in den Gesichtern. »Sie glauben, daß wir nichts tun. Sie wissen offenbar noch immer nicht, mit welchem Gegner wir es zu tun haben.«

Und dann schilderte ich ihnen die Kämpfe mit Fenris, seine Herkunft und die Funktion des Dimensionstors. Ich ließ auch die Vision nicht aus, von der nicht einmal Suko etwas wußte.

»Einen solchen Gegner kann man nicht mit einem Jagdgewehr erledigen«, sagte ich direkt zu Marga Hemmings gewandt. »Oder in einer Falle fangen. Dafür braucht man andere Waffen.«

Suko zeigte seine Dämonenpeitsche, ich meinen silbernen Dolch, der in einer Lederscheide an meinem Gürtel hing. Ich holte auch das silberne Kreuz unter dem Hemd hervor und erläuterte seine Bedeutung.

Das alles tat ich sonst nie, doch diesmal war es nötig. Wenn sich die Leute im Hotel gegen uns auflehnen, brachten sie sich selbst in Gefahr.

Ich mußte einer allgemeinen Hysterie zuvor kommen.

»Wir haben Spezialwaffen«, rief ich eindringlich. »Sie nicht! Also bleiben Sie im Hotel, gehen Sie nicht auf die Straße. Sie können sich vorstellen, wie mächtig Fenris ist, wenn ihm nicht einmal Silberkugeln ernstlich schaden.«

Ich zog meine Beretta hervor.

»Diese Waffe ist mit Silberkugeln geladen, aber die Geschosse stören Fenris nur. Dämonen niederer Rangordnung werden von ihnen auf der Stelle vernichtet.«

»Genug!« Marga Hemmings sprang auf und trat auf mich zu. »Sie haben eine Menge geredet, Sinclair! Es ist die Zeit zum Handeln gekommen.«

Ich wollte etwas erwidern, doch sie überrumpelte mich. Mit einem blitzschnellen Griff riß sie mir die Beretta aus der Hand und sprang drei Schritte zurück.

Ich hatte in dieser Frau keinen Feind gesehen, doch sie legte den Sicherungshebel um und richtete die Mündung meiner eigenen Waffe auf mich.

»Ein Schritt in meine Richtung und ich drücke ab!« keuchte Marga Hemmings. Sie hatte vollkommen den Verstand verloren. Angst und Wut, Haß und Enttäuschung vernebelten ihr Denken. »Niemand wird mich aufhalten! Stehenbleiben!« schrie sie Suko zu, der vorsichtig versuchte, ihr in den Rücken zu fallen. Er hatte sich an der Wand entlang geschoben. Nun blieb er reglos stehen.

Marga Hemmings scherzte nicht. Sie hätte tatsächlich auf uns geschossen. Ich erkannte es an ihren wild flackernden Augen.

»Zurück!« schrie sie mir zu.

Ich mußte gehorchen. Marga Hemmings stand dicht vor dem Durchdrehen. Sie war der Nervenbelastung nicht gewachsen. Wer weiß, in welcher Verfassung sie ihren Mann auf die Wolfsjagd begleitet hatte.

Die Flying Scotsmen oder einer der MacCranters hätte eingreifen können, weil Marga Hemmings nicht auf sie achtete. Aber sie hielten sich aus allem heraus.

Zähneknirschend mußte ich zusehen, wie die Frau rückwärts zur Tür ging. Kaum trat sie ins Freie, hetzte ich los, doch als ich die Tür öffnete, schlug neben mir eine Kugel in den Rahmen.

»Gehen Sie ins Hotel!« Marga Hemmings stand neben ihrem Sportwagen. »Ich bin eine verdammt gute Schützin!«

Ich blieb hinter der Tür stehen. Kaum heulte der Motor ihres Wagens auf, rannte ich zu meinem Bentley. Sie beschleunigte mit Höchstwerten und raste die Hauptstraße entlang und aus Rranlin hinaus. Ein Gegenstand wirbelte aus dem Sportwagen. Meine Beretta! Ein massiger Schatten flog an mir vorbei, Suko, der mit einem Satz auf die Kawasaki sprang. Unsere Motoren dröhnten zur gleichen Zeit los. Ich stoppte kurz neben meiner Beretta, hob sie auf und raste weiter.

Die Jagd begann. Wir mußten dem Fenris-Wolf die Beute entreißen, sonst floß wieder das Blut einer Unschuldigen.

Ich hatte keine Ahnung, wo sich der Dämonenwolf versteckte. Marga schien es jedoch genau zu wissen, da sie an der Abzweigung zu der Burgruine ebenso vorbeiraste wie an der zu dem Haus der MacCranters.

Mit dem Bentley holte ich rasch auf, doch Marga Hemmings ließ

mich nicht überholen. Wie ein Profigangster zog sie ihren Wagen immer auf die Straßenseite, auf der ich an ihr vorbeijagen wollte.

Suko rückte mit seiner Kawasaki auf. Ich ließ ihn vorbei, und er versuchte sein Glück, aber Marga drängte ihn beinahe in den Straßengraben.

Zuletzt versuchten wir es gleichzeitig, ich rechts, Suko links. Einem von uns beiden mußte das Manöver gelingen.

Doch da drehte Marga durch. Sie ließ den leichten Sportwagen Schlangenlinien fahren. Bei der hohen Geschwindigkeit geriet er ins Schleudern.

Zwar fing sie ihren Wagen noch einmal ab, aber ich gab Suko ein Hupzeichen. Wir mußten die Frau gewähren lassen, sonst brach sie sich das Genick.

Hätte ich nur gewußt, wohin sie fuhr!

Der Sportwagen zog in eine langgestreckte Linkskurve. Sie war unübersichtlich. Ich konnte nicht einmal erahnen, was uns hinter der Kurve erwartete.

Trotzdem nahm ich instinktiv den Fuß vom Gaspedal. Suko schien ähnlich wie ich zu denken. Sein Motorrad fiel ein Stück zurück.

Das rettete uns vermutlich beiden das Leben.

Der rote Sportwagen schoß vor mir um die Biegung. Im nächsten Moment gab es einen dumpfen Knall, ein grauenhaftes Kreischen und Knirschen. Mir stockte der Atem, als der Wagen hochgeschleudert wurde und sich in der Luft überschlug. Er flog so hoch, daß er oberhalb des Hügels erschien, der mir die Sicht versperrte.

Mit voller Kraft stieg ich auf die Bremse. Die Räder des Bentley blockierten. Kreischend radierten die Profile über den Asphalt. Der Wagen schlingerte ein wenig, hielt jedoch in der Spur. Ein Lob seinen Konstrukteuren!

Auch Suko fing das schwere Motorrad ohne Sturz ab. Er hielt dicht neben mir.

Von meinem Platz aus erkannte ich die Situation, während Margas Wagen auf die Straße zurückfiel, sich noch einmal überschlug und auf dem Dach weiter rutschte.

Das Hindernis war – der Dämonenwolf.

Er hatte in der unübersichtlichen Kurve auf sein Opfer gelauert. Marga Hemmings war mit voller Wucht gegen ihn gefahren, ohne ihn zu verletzen oder auch nur von der Stelle zu schleudern. Der schlitternde Sportwagen zog eine lange Funkenspur hinter sich her. In ihrem flackernden Schein wirkte der Dämonenwolf noch schrecklicher.

Er hatte die Größe eines ausgewachsenen Stiers angenommen. Mit atemberaubender Schnelligkeit hetzte er hinter dem Wagen her, der sich ein letztes Mal drehte und auf dem Dach liegen blieb.

Ich hob die Beretta. Auf diese Entfernung und bei dem unsicheren Licht bot Fenris ein schlechtes Ziel. Trotzdem jagte ich eine Kugel nach der anderen aus dem Lauf. Es war die einzige Methode, wie ich Mrs. Hemmings noch helfen konnte.

Auch Suko schoß, und unsere Kugeln trafen. Ein Dämon niederer Rangordnung wäre auf der Stelle in unserem konzentrierten Feuer vergangen.

Der Fenris-Wolf jedoch gehörte einer höheren Stufe an, auch wenn er nicht so mächtig wie meine gefährlichsten Feinde war.

Meine Beretta war leergeschossen. Ich steckte sie in das Halfter zurück und riß den Silberdolch aus der Scheide. Das Kreuz an der Halskette hatte ich schon im Wagen unter dem Hemd hervorgeholt. Bei diesem Kampf brauchte ich alle Unterstützung, die ich bekommen konnte.

Suko verfeuerte soeben seine letzte Silberkugel. Ich sah, wie der Wolf kurz zusammenzuckte, doch sie wirkte nicht mehr als ein Mückenstich. Er stieß ein gereiztes Fauchen aus und drehte sich in unsere Richtung.

Tückisch funkelten mir seine Augen entgegen. Geifer tropfte über seine Lefzen. Er stand mit den Vorderbeinen auf dem Autowrack, als wolle er uns zeigen, daß es seine Beute war.

Aus dem Wrack drangen entsetze Schreie. Marga Hemmings war bei Bewußtsein, und sie erkannte ihre Lage.

Suko schlug zu. Die Peitschenschnüre pfiffen durch die Luft, fraßen sich in das Fell des Dämonenwolfs. Sie hinterließen lange Striemen.

Rauch kräuselte sich aus dem verbrannten Fell, doch Fenris wich nicht.

Ich packte den Dolch fester. Ich mußte ihn direkt angreifen. Für einen Sekundenbruchteil entstand vor mir das Bild des jungen Mannes, den ich in der Vision gesehen hatte und der bei der ersten Vernichtung des Dämonenwolfs ums Leben gekommen war.

Der Fenris-Wolf besaß eine magische Ausstrahlung. Als ich ihm entgegentrat, taumelte ich kurz. Ich sah mich als Wikinger dem Wolf entgegenstürmen. Als ich mit dem Schwert ausholte, versank ich in einer violetten Farbhölle.

Doch auch das Täuschungsmanöver konnte mich nicht abschrecken.

Schon setzte ich zum Sprung an, als der Dämonenwolf das Maul weit aufriß. Ich wich seitlich aus. Doch keine Flammenzungen brachen aus seinem Maul, sondern vor mir entstand ein gelblicher Sprühnebel.

Ich konnte nicht rechtzeitig anhalten und atmete etwas von dem Teufelszeug ein.

Mit einem erstickten Keuchen brach ich in die Knie. Es war schlimmer als Tränengas, stank infernalisch nach Schwefel und brannte in den Lungen wie Feuer. Meine Beine fühlten sich an, als

wären sie aus weichem Gummi, und meine Augen tränten, daß ich nichts mehr sah.

Keuchend und hustend kroch ich auf allen Vieren rückwärts. Der Fenris-Wolf aber verspritzte weiter die teuflische Säure. Neben mir hörte ich Suko husten und würgen. Mit all seinen Kräften und Karatekenntnissen konnte mein Freund nichts gegen die Bestie ausrichten.

Wo sich der Nebel auf dem Asphalt niederschlug, warf die Oberfläche der Straße dicke Blasen, die mit lautem Schmatzen platzten.

Ich mußte fliehen, es blieb mir nichts übrig. Auch diesmal triumphierten die höllischen Mächte.

Marga Hemmings war von der Säurewolke getroffen worden. Ihre Schreie verstummten.

Während Suko und ich entkräftet auf der Straße lagen, brach der Dämonenwolf mit seinen Pranken das Autowrack auf. Durch einen Tränenschleier hindurch sah ich, wie er Marga aus dem Wagen zerrte und mit weiten Sätzen in der Nacht verschwand.

Stöhnend stemmte ich mich hoch. Ich war so niedergeschlagen, daß ich am liebsten meinen Job an den Nagel gehängt hätte. Beim Yard kündigen und weit wegfahren, wo ich nichts mehr von dem Fenris-Wolf sah und hörte!

Ich erschrak über meine eigenen Gedanken. Aufgeben kam überhaupt nicht in Frage! Ich mußte bis zum Ende durchhalten, und wenn es mir so erging wie vor Jahrhunderten diesem mutigen jungen Mann, der sein Leben geopfert hatte!

***

Mit letzter Kraft schafften wir es, das Abschleppseil an dem Wrack zu befestigen und den völlig zertrümmerten Sportwagen von der Straße zu schleppen, damit kein vorbeikommendes Auto verunglückte.

Ich bewunderte Suko, daß er sich auf der Rückfahrt auf dem Motorrad halten konnte. Ich selbst hatte die Fenster des Bentley weit geöffnet, daß mir der kalte Fahrtwind um die Nase pfiff. Trotzdem fühlte ich mich so schlaff, als wäre ich nach langer Krankheit zu früh aufgestanden. Der Dämonenwolf hatte ein hoch wirksames Gift gegen uns eingesetzt. Wer weiß, wie es ausgegangen wäre, hätte ich nicht mein Silberkreuz gehabt, das auch Suko beschützt hatte.

Im Hotel war noch niemand schlafen gegangen. Wir schleppten uns in die Halle und blieben vor den Versammelten stehen. Sie sahen uns erwartungsvoll entgegen. Della Bride sprang auf, ließ sich jedoch entsetzt zurücksinken, als sie unseren Zustand bemerkte.

»Marga Hemmings hat ihren Leichtsinn mit dem Leben bezahlt«, sagte ich nur. »Wer es genau wie sie machen will, endet ebenfalls zwischen den Zähnen dieser Bestie!«

Betretenes Schweigen! Zu spät kamen sie zu der Einsicht, daß wir doch recht gehabt hatten. Und ich wünschte mir, wir hätten uns geirrt und Marga Hemmings wäre imstande gewesen, den Dämonenwolf zu töten.

Suko und ich sprachen kein Wort mehr, als wir uns zu unseren Zimmern hochschleppten. Vollständig angezogen fiel ich auf mein Bett und sank im nächsten Moment in einen bleiernen Schlaf, aus dem ich erst am folgenden Tag erwachte.

Zuerst wußte ich nicht, wie spät es war. Das Tageslicht fiel so trübe und grau ins Zimmer, daß ich auf Morgengrauen tippte. Erst ein Blick auf die Uhr belehrte mich eines Besseren. Elf Uhr vormittags!

Vor Müdigkeit konnte ich kaum die Augen offen halten, aber wenigstens waren die Auswirkungen des dämonischen Giftes verschwunden.

Wie ein Betrunkener wankend riß ich mir die Kleider vom Leib und stellte mich fünf Minuten lang unter die eiskalte Dusche. Hinterher fühlte ich mich einigermaßen menschlich.

Suko kam mir auf dem Korridor entgegen. »Sehe ich genau so elend aus wie du?« fragte er mit einem verzerrten Grinsen. »Dann sehe ich furchtbar aus!«

»Genau das gleiche wollte ich soeben dich fragen«, erwiderte ich mit einem müden Lächeln. »Mit diesem Fenris haben uns unsere Feinde einen harten Gegner geschickt. Wir müssen mit ihm fertig werden, und zwar schnell!«

Suko griff sich an den Kopf. »Sprich um Himmels willen nicht so laut«, murmelte er stöhnend. »Ich habe einen Schädel, als hätte ich eine Whiskyflasche ganz allein leer getrunken.«

»Die Nachwirkung des Höllengases, das Fenris uns entgegen gesprüht hat«, stellte ich fest. »Ich bin auch nicht in Topform.«

»Eines haben wir auf jeden Fall schon gelernt«, meinte Suko, als wir uns an den Frühstückstisch setzten. »Auf einen Nahkampf dürfen wir uns mit Fenris nicht einlassen.«

»Darum der Speer«, erwiderte ich. »Du weißt schon, der Mann in der Vision aus der Vergangenheit. Darum hat er von Ferne einen Speer gegen den Dämonenwolf geschleudert. Trotzdem wurde er ein Opfer des Ungeheuers. Das Blut hat ihn getötet.«

Suko machte ein skeptisches Gesicht. »Wahrscheinlich genügt nicht irgend ein Speer. Es muß ein ganz besonderer sein, der aus einem bestimmten Holz hergestellt oder besprochen wurde.«

»Was wir nicht wissen!« Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

Es war niemand außer uns im Speisesaal, sonst hätte ich Aufsehen erregt.

»Wir drehen uns im Kreis.«

Trotz seiner Beschwerden machte sich Suko mit Heißhunger über sein Frühstück her. Ich mußte jeden Bissen herunter würgen. Ob unsere Gegner diesmal doch stärker waren als wir?

»Dieser Fenris ist wie ein Aal, man kann ihn nicht greifen«, sagte ich zwischen zwei Schlucken Tee.

»Vielleicht sollten wir Bill kommen lassen und Jane in Paris alarmieren«, schlug Suko vor.

»Damit sie auch feststellen, daß der Dämonenwolf nicht zu fassen ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Bill muß auf den kleinen John aufpassen, und warum sollen wir unseren Frauen den Aufenthalt in Paris verderben? Nein, Suko, das müssen wir durchstehen. Ich habe das Gefühl, daß die Lösung nahe liegt. So nahe, daß wir den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.«

Suko zuckte die Schultern. »Du bist der Boß. Was unternehmen wir?«

»Ich möchte zu gern herausfinden, warum Fenris unbedingt das Haus der MacCranters vernichten wollte«, erklärte ich, und Suko stimmte mir zu. Auch er wollte es endlich wissen.

Wir fuhren zu der Ruine des Hauses. Inzwischen waren die Steine erkaltet. Wir konnten das ehemalige Gebäude betreten. Es wurde eine abenteuerliche Kletterei, weil die Steine richtiggehend zu Glas geschmolzen und wieder erstarrt waren. Ich kam mir wie auf dem Lavakegel eines Vulkans vor.

»Hier ist etwas!« rief Suko aufgeregt.

Hastig ließ ich mich zu ihm gleiten. Er stand am Fuß des verschmorten Schuttkegels und beugte sich vor. Ich entdeckte zuerst nur ein Loch in der harten Masse, doch dahinter zeichneten sich Umrisse ab. Es war ein länglicher Gegenstand.

»Laß mich mal«, bat ich Suko und griff in die Öffnung. Meine Finger glitten über das kurze Stück, das frei lag. »Das ist Holz«, sagte ich erstaunt. »Wie hat es denn diesen fürchterlichen Brand überstanden?«

Konstabler James Clowders half uns. Er besorgte für uns einen Straßenarbeiter, der mit einem Preßlufthammer den mysteriösen Gegenstand freilegte.

Als ich endlich erkennen konnte, was es war, vollführte mein Herz einen hastigen Sprung.

»Ein Speer!« rief Suko überrascht. »Es ist tatsächlich ein Speer!«

»Weißt du jetzt, warum Fenris unbedingt Haus, Bewohner und Einrichtung zerstören wollte?« fragte ich aufgeregt. »Er wußte, daß sich dieser Speer hier befindet.«

»Dann wäre es…!« Suko machte große Augen. »Dann wäre das der Speer, mit dem der Fenris-Wolf vor Jahrhunderten schon einmal vernichtet wurde?«

»Worauf du dich verlassen kannst!« rief ich begeistert. »Die Dämonen

haben dieses Scheusal neu auferstehen lassen, aber wir machen ihnen einen Strich durch die Rechnung. Ich werde diesen Speer vollständig von Rückständen befreien. Wollen doch sehen, wer hier triumphiert, das Gute oder das Böse!«

Gemeinsam machten wir uns an die mühselige Arbeit, bei der unser oberstes Gebot war, den Speer nicht zu beschädigen.

Erst lange nach dem Mittagessen hatten wir es geschafft. Ich wog prüfend die Waffe und machte einen Probewurf.

»Liegt gut in der Hand«, sagte ich anerkennend und schluckte, als ich an das Ende des ersten Wolftöters dachte. Ich besaß nun seine Waffe, aber ich hatte keine Lust, hundertprozentig in seine Fußstapfen zu treten.

***

Wir mußten nur noch den Dämonenwolf aufstöbern. Ihn selbst oder seinen Helfer Pete MacCranter. Wenn wir seiner Spur folgten, führte er uns sicher früher oder später zu der Bestie.

Doch der Dämonenwolf schien gewarnt zu sein. Er tauchte nicht auf, und Pete machte sich ebenfalls unsichtbar.

Della wartete auf uns, als wir von einer unserer Rundfahrten zurückkamen. Sie sah wohl an unseren Gesichtern, daß es wieder nicht geklappt hatte.

»Die Flying Scotsmen bieten ihre Hilfe an«, sagte sie ernst, als sie sich zu dem offenen Fenster des Bentley herunter beugte. »Wir sind gern bereit, Streife zu fahren. Einer von uns muß den Wolf doch aufstöbern.«

»Und wird angefallen und getötet.« Ich schüttelte den Kopf. »Sehr gut gemeint, Della, aber wir dürfen keine Unbeteiligten darin verwickeln.«

»Wir sind nicht unbeteiligt«, protestierte sie heftig. Nach und nach stellten sich die übrigen Motorfans hinter ihr auf und nickte zu ihren Worten.

»Wir sind als Bewohner dieser Gegend genau so gefährdet wie Sie beide! Also wollen wir helfen.«

Zögernd gab ich nach. »Also gut, dann soll sich jeder von euch ein Kreuz besorgen. Möglichst ein Holzkreuz, das er sich auf den Rücken binden kann. Dann sammelt euch wieder hier vor dem Hotel. In der Abenddämmerung geht es los.«

Als Della gegangen war, erkundigte sich Suko nach meinem Plan. Ich erklärte ihm, wie ich mir die Hilfe der Flying Scotsmen vorstellte. Er war noch nicht überzeugt, aber er hatte auch keinen besseren Vorschlag.

Der Nachmittag schleppte sich quälend langsam dahin. Ich mußte meine ganze Geduld aufbringen, um nicht die Nerven zu verlieren.

Die Dämmerung senkte sich über das schwer heimgesuchte Land.

Noch immer hatte sich der Fenris-Wolf nicht gezeigt. Die Flying Scotsmen standen bereit. Sie wollten den Tod ihres Anführers rächen. Ich mußte sie zurückhalten, sonst hätten sie sich kopflos in ein Abenteuer gestürzt, das wahrscheinlich für einige von ihnen tödlich ausgegangen wäre.

Ich mußte etwas tun. Also rief ich im Krankenhaus in Inverness an und erkundigte mich nach Mr. Hemmings. Der Konstabler hatte es übernommen, dem Jäger und Wildparkbesitzer die schlimme Nachricht vom Tod seiner Frau zu überbringen. Ich wollte erfahren, ob das bei ihm zu einem Rückschlag geführt hatte.

»Mr. Hemmings ist nicht mehr bei uns«, antwortete die Schwester, bei der ich mich erkundigte. »Er hat das Krankenhaus vor zwei Stunden verlassen. Mit einem Taxi! Auf eigenen Wunsch und eigenes Risiko!«

Sie sagte es in einem Ton, als wäre ich dafür verantwortlich.

Besorgt legte ich auf und wählte die Nummer des Wildtierparks. Schon glaubte ich, es wäre vergeblich, als sich nach einem Dutzend Klingelzeichen endlich eine müde, schleppende Stimme meldete.

»Mr. Hemmings?« fragte ich gespannt.

»Ja, wer spricht?« klang es kaum hörbar aus dem Apparat.

Ich sagte ihm, wer ich war. »Ich wollte Sie nur warnen, Mr. Hemmings«, erklärte ich beschwörend. »Begehen Sie keinen Fehler mehr! Sie haben inzwischen hoffentlich eingesehen, daß wir recht haben. Diesem Wolf ist kein Mensch gewachsen, wenn er nicht ganz spezielle Waffen hat.«

Ein heiseres Lachen antwortete mir. »Lieber Himmel, Mr. Sinclair, wenn Sie wüßten, wie ich aussehe, würden Sie nicht solchen Unsinn reden! Ich kann mich kaum bewegen! Überall bandagiert! Ich bin nur nach Hause gefahren, weil ich es allein in diesem Krankenhaus nicht mehr ausgehalten habe. Ich bin schuld an Margas Tod! Verstehen Sie das? Ich kam auf die verrückte Idee, dieses Biest zu fangen und… Moment … he, was soll das …!«

Sein Ruf brach mit einem erstickten Gurgeln ab. Ich wirbelte zu Suko herum und machte ihm heftige Zeichen.

»Die Verbindung steht noch«, zischte ich meinem Freund zu und deckte die Sprechmuschel ab. »Aber jemand hindert Hemrnings am Sprechen! Es ist jemand bei ihm und…«

Im Hörer knackte es, dann war die Leitung tot.

»Jetzt hat er aufgelegt.« Ich tastete automatisch nach meiner Beretta, obwohl sie mir diesmal kaum helfen konnte. »Schnell, fahren wir!«

Wir liefen vor das Hotel. Die Flying Scotsmen saßen auf ihren Motorrädern und sprangen auf, als sie uns sahen.

»Es ist wahrscheinlich der Wildtierpark von Mr. Hemmings!« schrie ich. »Ihr wißt, was ihr zu tun habt!«

Sie nickten. Die Motoren dröhnten. Ein Motorrad nach dem anderen jagte los. Ich hängte mich mit dem Bentley an, und Suko klebte mit seiner geliehenen Kawasaki an meiner Stoßstange.

Wir rasten in die Nacht hinaus, dem Wildtierpark entgegen. Wenn mich nicht alles täuschte, war der Fenris-Wolf bei Mr. Hemmings aufgetaucht, zumindest aber sein untoter Helfer.

Der Wildtierpark! Daß ich nicht gleich daran gedacht hatte! Nachdem wir das Versteck in der Burgruine mit dem Dimensionstor aufgestöbert hatten, mußte sich der Dämonenwolf eine neue Zuflucht suchen. Der Wildtierpark bot sich an. Die anderen Tiere in dem weitläufigen Gehege bildeten die beste Tarnung.

Wer außer Mr. Hemmings selbst konnte schon feststellen, ob einer der Wölfe in dem Gehege der Dämonenwolf war! Und sie waren gerade dabei, den Besitzer des Wildtierparks auszuschalten, damit er sie nicht verriet.

Kurz vor dem Park fächerte der Pulk auf. Ich ließ den Bentley ausrollen.

Die Jungen und Della brauchten etwas Zeit, um wie vereinbart die Holzkreuze rings um den Park aufzustellen.

Ich wollte den Fenris-Wolf an der Flucht hindern. Er sollte sein unheiliges Leben an dieser Stelle und jetzt beenden. Und nicht wiederkommen!

Den Bentley fuhr ich neben dem Haupteingang hinter Büsche. Als ich ausstieg, sah sich Suko bereits nach einer Stelle um, an der wir den Zaun überklettern konnten.

Wir mußten uns doppelt in acht nehmen, einmal vor dem Dämonenwolf und dann vor den wilden Tieren des Parks.

Suko kletterte zuerst. Ich folgte und reichte ihm den Speer, damit ich beide Hände frei hatte. Mit einem kraftvollen Schwung stand ich neben ihm.

Geduckt schlichen wir auf dem Hauptweg entlang, der für Besucher bestimmt war. Dichte Büsche zu beiden Seiten behinderten die Sicht.

Nach zehn Minuten tauchte das Wohn- und Verwaltungsgebäude auf.

Hinter den Fenstern des Erdgeschosses brannte Licht. Die Haustür stand offen. Helligkeit flutete auf den Vorplatz.

In ihrem Schein erkannte ich Pete MacCranter. Er hielt den Kopf lauschend zur Seite geneigt. Von uns aus gesehen von links näherte sich ihm langsam ein mächtiger Schatten.

Ich packte den Speer fester.

Fenris, der Dämonenwolf!

Die Entscheidung war gekommen!

***

Suko trat in Aktion. Seine Aufgabe war es, Fenris abzulenken und mir

den Untoten vom Hals zu halten.

Mit einem lauten Schrei sprang Suko vor und ließ die Dämonenpeitsche knallen. Sofort wirbelten Fenris und der Untote zu ihm herum.

Genau darauf hatte ich gewartet. Ich zog den Speer weit zurück und wollte kraftvoll zustoßen, aber Fenris schien über einen sechsten Sinn zu verfügen. Er fühlte, daß die für ihn vernichtende Waffe in seiner Nähe war.

Meine Hand mit dem Speer schnellte vor, doch Fenris brachte sich mit einem Löwensatz rückwärts in Sicherheit. Ich wollte die Waffe festhalten.

Es gelang mir nicht. Der Schwung riß sie mir aus der Hand. Die Speerspitze zischte dicht am Schädel des Dämonenwolfes vorbei.

Fenris wandte sich zur Flucht. Der Untote schloß sich ihm an. Beide hatten entsetzliche Angst vor dem Speer, der über den Rasen schlitterte und endlich in einem Erdhügel stecken blieb.

Während ich die einzige wirksame Waffe holte, tauchte im Türrahmen noch eine Gestalt auf, diesmal kein Dämon sondern Clout Hemmings.

»Gehen Sie in das Haus und schließen Sie die Türen!« rief ich ihm zu.

Der ehemalige Großwildjäger widersetzte sich nicht. Hastig zog er sich zurück. Die Tür schlug hinter ihm zu. Er war schon einmal aus der Schußlinie.

»Wo ist das Biest?« schrie ich Suko zu.

Mein Freund hetzte in weiten Sprüngen über den Rasen auf ein Gehege zu, in dem zwei majestätische Löwen auftauchten. Da hinein durften wir uns nicht wagen.

Es war auch nicht nötig. Weit vor mir erkannte ich den Dämonenwolf in dem unsicheren Licht. Der Himmel war noch nicht vollständig dunkel geworden, und von dem Haus des Besitzers strahlte genügend Helligkeit herüber, um die Umrisse der Bestie zu erkennen. Der Untote blieb bei Fenris.

Die beiden gehörten untrennbar zusammen.

Daß der Wolf floh, war ein Beweis, wie gefährlich der Speer für ihn war. Ich durfte ihn auf keinen Fall entkommen lassen. Wer weiß, ob er mir ein zweites Mal Gelegenheit zu einem Kampf gab.

Fenris erreichte den Zaun und setzte bereits zum Sprung an, als er mit einem schmerzlichen Heulen zurückwich. Auf der anderen Seite des Maschendrahtverhaues tauchte einer der Flying Scotsmen auf und hob ein Holzkreuz hoch in die Luft. Vor diesem Symbol des Guten mußte Fenris weichen.

Sein Schädel schwang herum. Die Augen glühten mir dunkelrot entgegen. Diesmal nahm er sich keine Zeit, mir Feuer oder höllische Säure entgegenzuschleudern. Er floh weiter, Pete MacCranter in

seinem Schlepptau.

Suko hielt sich ständig seitlich, damit der Wolf nicht wieder in das Innere des Parks entweichen konnte, wo wir ihn nur schwer wiedergefunden hätten.

Schwenkte Pete einmal zur Seite, war Suko sofort mit seiner Dämonenpeitsche zur Stelle.

»Schneide ihm den Weg ab!« rief ich meinem Freund zu. Ich erkannte nämlich die Gefahr, daß ich von dieser Hetzjagd so außer Atem kam, daß ich keine Kraft mehr hatte, den Speer zu schleudern, obwohl ich gut in Form war.

Suko legte noch einen Zahn drauf. Er überholte Pete und den Fenris-Wolf, warf sich in der Luft herum und schlug nach der Bestie.

Pete duckte sich rechtzeitig hinter seinem Meister, so daß ihn die Peitschenschnüre nicht trafen. Fenris jedoch erwischte es.

Er heulte auf. Auch jetzt stieg Rauch aus seinem Fell, wo ihn die Peitsche getroffen hatte.

Das lenkte ihn ab. Er griff Suko nicht direkt an, wollte vor der schmerzhaften Peitsche zurückweichen und kam mir dadurch näher.

Das war meine Chance!

»Fahr zur Hölle!« schrie ich.

Der Wolf richtete sich auf die Hinterbeine auf und wollte mich anspringen.

Ich legte meine ganze Kraft hinter diesen einen Stoß. Der Speer schnellte von meiner Hand und bohrte sich tief in die Brust des Dämonenwolfs, genau durch das Herz des Geschöpfs der Hölle.

Mit einem Hechtsprung warf ich mich zur Seite und rollte mich weiter.

Der Tod meines Vorgängers war mir eine lebhafte Warnung.

Auch diesmal brach Blut aus der Wunde, und wo es den Boden berührte, ätzte es tiefe Löcher. Mich allerdings erreichte es nicht mehr.

Ich kam auf die Beine und wich weiter zurück. Der Dämonenwolf war erledigt!

Doch dann geschah das Unglaubliche. Er fiel auf die Vorderpranken.

Der Speer zerbrach. Die Spitze blieb im Herzen der Bestie stecken.

Noch einmal raffte Fenris seine Kräfte zusammen. Er warf sich gegen den Zaun. Einer der Flying Scotsmen, der mit seinem Kreuz herbeieilte, mußte sich durch einen Sprung in Sicherheit bringen.

Der Wolf durchbrach den Zaun und jagte in die Nacht hinaus.

Ich wollte ihm schon folgen, doch Suko rief mich. Ich drehte mich zu ihm um.

Pete MacCranter lag reglos auf der Erde. Ich untersuchte ihn hastig, berührte ihn auch mit meinem silbernen Kreuz. Mit einem erleichterten Seufzer richtete ich mich auf, als er sich nicht rührte.

»Der Junge ist erlöst«, sagte ich und dachte an seine Eltern. Sein Körper war nicht zerfallen. Mit der Vernichtung der bösen Macht des Dämonenwolfs war der Bann erloschen, der den Untoten gehalten hatte. Dieser wandelnde Leichnam war nicht zerstört, sondern erlöst worden. Seine Eltern konnten ihn begraben.

Nun nahmen wir aber die Verfolgung auf.

»Zu mir!« rief Suko und startete die Kawasaki des toten Tom Meredith.

Ich schwang mich hinter ihm auf die Maschine.

Mit dem Motorrad waren wir beweglicher als mit dem Bentley. Wir holten auch schnell auf. Fenris war schwer angeschlagen. Er schleppte sich mit einer unerklärlichen Zähigkeit voran.

»Er läuft zu der Ruine der Burg!« schrie ich Suko ins Ohr. Der Fahrtwind pfiff uns ins Gesicht.

Wir schafften es nicht, vor dem Wolf einzutreffen, aber wir kamen unmittelbar nach ihm an. Mit unseren Schußwaffen in den Händen, drangen wir hinter Fenris in das unterirdische Gewölbe ein.

Das Dimensionstor war sein Ziel! Er war bereits dicht davor, als sich der abscheuliche Dämonenkörper noch einmal aufbäumte und tot zusammenbrach.

»Vorsicht, zurück!« rief ich meinem Freund zu.

Wir zogen uns zu der Treppe zurück, um nicht von dem Sog erfaßt zu werden, der plötzlich einsetzte. Er zog alles an sich und zu dem Dimensionstor hin, ohne daß die Ursache erkennbar war.

Ich wußte jedoch, was hier gespielt wurde. Die Mächte der Hölle hatten einen wertvollen Kämpfer verloren und mußten ihre Pläne einstweilen aufgeben. Fenris würde Schottland nicht mehr terrorisieren.

Sie verzichteten jedoch nicht auf den Kadaver des Dämonenwolfs, vielleicht um ihn in einigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten wiederzubeleben, wie sie es schon einmal gemacht hatten.

Von dem unwiderstehlichen Sog wurde Fenris' Kadaver in das Dimensionstor gerissen und verschwand in der absoluten Schwärze.

Im nächsten Moment fiel das Tor in sich zusammen. Wir erblickten wieder die nackte Steinmauer.

Ich lehnte mich tief, tief aufatmend gegen die Mauer. »Das wäre es«, sagte ich und grinste Suko aufmunternd zu. »Das nächstemal muß sich bereits eine andere Generation von Geisterjägern mit dieser Bestie herumschlagen.«

»Hoffen wir, daß Fenris nie wiederkommt«, murmelte mein Freund.

»Hoffen wir es«, sagte ich und verließ das Gewölbe. Der erste Atemzug an der kühlen, frischen Nachtluft entschädigte mich für vieles.

***

»Und du meinst«, sagte Jane Collins betroffen, »daß Fenris wiederkommen könnte?«

Wir saßen in einem der Cafés von Heathrow, dem Londoner Flughafen.

Mit am Tisch drängten sich Shao und Sheila Conolly, außerdem natürlich Suko und Bill.

Suko und ich hatten sofort nach der Ankunft der Maschine aus Paris eine kurze Übersicht über die Ereignisse in Schottland gegeben.

»Ob er wiederkommt?« Ich hob die Schultern. »Das weiß niemand.«

»Schauderhaft!« Sheila schüttelte sich. Sie lächelte verlegen. »Wenn ich mir vorstelle, daß wir uns in Paris schöne Tage gemacht haben, während ihr…«

»Schon gut«, winkte ich rasch ab. »Ihr hattet euch diesen Urlaub verdient.«

In der Halle trennten wir uns. Bill und Sheila Conolly fuhren mit Bills Porsche zu ihrem Haus am Londoner Stadtrand, wo ihr kleiner Sohn sehnlichst auf sie wartete. Suko wollte noch mit Shao allein sein und einen Stadtbummel unternehmen. Zumindest hatte ich etwas in dieser Richtung verstanden, als ich ihn gefragt und er mit einem undeutlichen Murmeln geantwortet hatte.

Die beiden winkten uns zu, als Jane und ich zu meinem Bentley gingen.

»Du hast mir in Paris gefehlt, John«, gestand sie, sobald wir im Wagen saßen. Sie beugte sich zu mir herüber. Ihre Augen leuchteten dicht vor meinem Gesicht. »Ich darf mir gar nicht vorstellen, in welcher Gefahr du geschwebt hast!«

»Dann tu es auch nicht«, erwiderte ich, zog sie in meine Arme und küßte sie. Was Suko und Shao konnten, das konnten Jane Collins und ich schon lange.

Meinen Sie nicht auch, liebe Leser?

ENDE